

# VERONA

Illustrirte Damen-Zeitung

Inhalt: Wo wohnt der Friede? Nach dem Dänischen von Ernst Eckstein. — Hinter der Bühne. Mit sechs Originalzeichnungen von Ludwig Beschstein in München. — Gefunden! Lebensbild von Maria von Rostowsta. — Lifette. Originalzeichnung von Otto Erdmann. — Der erste weibliche Zahnarzt. — Clavierpiel und Musikstudium. Von S. Ehrlich. V. — Weitere Gesellschaften. (Schluß.) — Die Mode. Von Beronita von G. — Buchstaben-Räthsel. — Auflösung des Buchstaben-Räthfels Seite 219. — Correspondenz. — Inserate.



### Hinter der Bühne.

(Mit sechs Originalzeichnungen von L. Beschstein.)

Wie wir wissen wahrscheinlich besser, als ich, meine lieben Leserinnen, ob die Frage „Echt oder nicht?“ hinsichtlich der Oberammergauer Rundgastspieler endgiltig entschieden ist, ich weiß nur, daß der Streit in den Zeitungen entbrannt ist und mir meine Erinnerungen an das letzte Passionspiel so lebhaft aufgesperrt hat, daß ich sie „erzählen“ muß. Doch schrecken Sie nicht zurück, wenn ich Sie bitte, mich auf ein Viertelstündchen nach dem allbekanntesten oberbairischen Gebirgsdorf Oberammergau zu begleiten? Fürchten Sie keine Vermehrung der ungezählten Beschreibungen seiner Passionsspiele oder gar eine archaische Erörterung ihrer Entstehung und der Entwicklung kirchlicher Spiele überhaupt — ich bekenne Ihnen gern, davon selbst wenigstmöglich zu verstehen. Es ist nur die Rehrseite des Oberammergauer Spielplatzes, die ich Sie sehen lassen möchte, wie sie mir selbst der Zufall zeigte.

Eine kleine Gesellschaft hatte sich gesammelt, den zweistündigen Weg nach Oberammergau in erster Morgenfrühe zu Fuß zurückzulegen; Regengüsse des vorigen Tages hatten uns wie manche Wanderer am Abend zuvor zurückgehalten — nun galt es, auf bodenlosen, zerfahrenen und erweichten Landstraßen und Dorfwegen das Ziel möglichst bald zu erreichen, um noch einen Platz für die Vorstellung des Tages zu gewinnen.

In Gesellschaft ertragen sich Reisesfatalitäten leichter, und wir hatten deren in Fülle. Alle Wege waren belebt, und von Minute zu Minute vergrößerte sich die Menge, bis wir einer Wallfahrt gleich in Ammergau ankamen, wo gerade durch ein Musikchor der Festtag verkündet wurde. Dies, die gespannte Erwartung des Bevorstehenden, das bunte Leben der Festbesucher um uns herum brachte uns in angeregte Stimmung.

Zwei Stunden vor Beginn des Spiels trafen wir ein, hörten aber bald zu unserem größten Verdruss, daß die Plätze schon am Abend vorher alle vergeben seien, jedoch am nächsten Tag wieder gespielt werden sollte. Man versicherte uns auch, daß zur zweiten Vorstellung der Andrang nicht so ungeheuer, und die Hoffnung auf bessere Plätze nicht völlig aussichtslos sein werde. Wir ließen uns gern trösten und machten Projekte, wie wir den Tag nützlich anwenden könnten, gingen aber doch vorher noch nach dem Spielplatz, weniger, um noch einen letzten Versuch zu wagen, als vielmehr um vorläufig den Platz des Theaters und das Leben daselbst zu sehen. — Das Spiel hatte begonnen, die Thüren des Theaters waren geschlossen, Mancher, der wie wir kein Billet erhalten,

suchte durch die Spalten des leicht aufgeführten Gebäudes einen Blick ins Innere desselben und auf die Bühne zu gewinnen, aber es waren vergebliche Versuche; dann und wann hörte man Töne der Musik, einen Chorgesang, ja wohl auch einzelne Stimmen oder Volksgeschrei, aber alles Dies erregte die Neugierde nur noch mehr und erhöhte den Mißmuth, bis morgen warten zu müssen und so eine genau berechnete Reiseroute um einen Tag verschoben zu sehen. Wir sahen die aufgestellten Bildertische mit großer Gründlichkeit an, kauften uns Lichte und Beschreibung des Spiels mit Dürer'schen Holzschnitten, bewunderten die ausgelegten Photographien und verwunderten uns über die Käse-, Wurst- und Pfefferkuchenbuden, die etwas seitwärts von den Kunstzeugnissen Platz gefunden hatten, in welchen letzteren ein Schwarm kleiner Mädchen und Knaben sich auf dem Nachhauseweg verjögten. Sie waren für heute entlassen und hatten ihre Aufgabe gelöst, dem in Jerusalem einziehenden Christus ihr Hofstamma dargebracht; sie führten Coctum und Insignien, ein buntes Mäntelchen und einen Farrenwedel, als Ersatz für die Palmenzweige, mit sich. Das unbefangene Wesen, mit dem die Kleinen uns Auskunft gaben, machte uns Spaß und brachte uns auf den Gedanken, uns an die Ausgangstür hinter der Bühne zu begeben, um den Ab- und Zugang der Mitspielenden beobachten und vielleicht mit Hilfe eines Ammergauer einen Blick hinter die Coullissen werfen zu können. Wir fanden bald, was wir suchten; ein großes geöffnetes Thor läßt uns einen Einblick in einen langen Schuppen thun, in dem eine hohe Holzstuppe aus den Theaterräumen mündet. \*) Schon mancher Zuschauer hatte da Stand gefaßt, um das bunte Treiben zu beobachten, das sich in dem interessanten Streifen des nur durch das geöffnete Thor erhaltenen Schuppens abspielte. Wir gestellten uns Jenen zu; an ein Weiterdringen war nicht zu denken, da der Eintritt in die inneren Räume nur Ammergauer, den Mitspielenden und deren Familiengliedern gestattet war; es wurde ohne Polizeicommissäre und Gensdarmarie eine vortreffliche Polizei geübt.

Die erste ungewöhnliche Erscheinung der beständig wechselnden Figuren dieser Scenerie war ein Mann in den vierziger Jahren mit einem äppigen blonden Lockentoupet, er gehörte ganz gewiß unter die Festspieler, ich repetirte im Geiste meine biblische Geschichte und überlegte lange, für was ich ihn nehmen sollte; sein Anzug, eine Zoppe aus grauem Tuch, ebensolche Beinkleider und rothe Hülfschuhe deuteten so gar nicht auf irgend welchen Erzvater. Er pflog so eifrige Unterhaltung mit seinem Gesellschafter und einem großen Bierkrug, daß ich nicht störend dazwischen treten mochte und mir endlich bei einem kleinen Buben Aufschluß holte. Wie überrascht war ich, als ich hörte, der Blondgelockte sei Adam, unser alter Vater. Wie konnte ich auch voraussetzen, daß er sich so bald der bairischen Lebensweise accomodirt?

Wir dringen tiefer in den Hintergrund, da sitzt auf umgedrehtem Faß der selbstgerechte Phariseer im buntdamastnen Leibrock mit Lebergewand von entsprechenden Farben, auf dem Kopf eine Art Turban, an dessen unterem Rand über der Stirn ein hebräischer Spruch in Goldschrift angebracht ist, und raucht in höchster Behaglichkeit seine Cigarre. — Wirke mir schon dies Bild an sich komisch genug, daß ich ein Lächeln kaum unterdrücken konnte, wie vielmehr, als der würdige Phariseer seinen Mund aufthat und im gemüthlichsten oberbairischen Dialect mich schmunzelnd fragte: „Wer g'fallen Ihnen wohl?“ Ihm gegenüber sitzt der Schriftgelehrte im Talar und dem wunderbaren, nach oben in zwei Hörner auslaufenden Hut, mit in sich gefehrter, nachdenkender Miene, ohne Notiz von irgend Jemand zu nehmen, außer von dem vor ihm auf urwüchsigem Tisch stehenden Bierkrug.

Die aus den Theaterräumen herabführende „Stiege“ ward nicht leer von Auf- und Absteigenden. Da gab's alte bärtige Juden mit verschossenem Kasten, der augenscheinlich von höheren Würdeträgern sich auf sie herab vererbt hat; Zeit, Sonne und ungünstige Witterung hatten sich verdient gemacht, die brillanten Farben abzumämpfen und interessante Nuancen hervorzubringen. Des langen, weiten Kleides ungewohnt traten sie sich bei jeder Stufe auf den Kopf und verfangen sich in den Falten desselben. So war ein fortwährendes Purzeln und Stolpern auf der Treppe, trotz der leichten Saffianstiefel, die man allgemein trug. Einer freute sich über des Andern Malheur und gab ihm auch wohl noch gern einen freundschaftlichen Stoß auf den Weg. — Doch welche entsetzliche Gestalt zeigt

\*) Hier erwartet der costumirte Mitspieler niedern Ranges den Augenblick seines Auftretens, hier ist auch ein einfaches Büffet für dürftige Seelen, sind Bänke und verschiedene improvisirte Sitzgelegenheiten angebracht.

### Wo wohnt der Friede?

Nach dem Dänischen von Ernst Eckstein.

Was fehlt dir, traute Tochter mein?  
Sprich, was dich traurig macht?  
Wo ist der Wangen Rosenstein,  
Die sonst so frisch gelacht?  
Wo ist der Stimme froher Klang,  
Dein munterer Scherz, dein leichter Gang?  
So trüb, so schmerzlich lächelst du:  
Was nahm dir Glück und Ruh?

D wüßt' ich selbst, wie mir gesch'hn; —  
Wir ist so krank und weh!  
Es zieht mich recht, hinauszu gehn  
Zum Strand der blauen See.  
Der Abendwind bewegt die Fluth,  
Die Sonne sinkt in Purpurgluth...  
Ich schaue still den Wellen zu,  
So kommt mein Herz zur Ruh.

Doch nein! Was raucht die Woge nur...?  
Hörst du ihr Flüßern nicht? —  
So süß, wie falscher Liebe Schwur,  
Daß mir das Herz zerbricht!  
Laß uns zum Waldesgrunde gehn,  
Wo fromm durchs Laub die Sterne sehn:  
Die Sterne winken Trost mir zu —  
Dort kommt mein Herz zur Ruh.

Wohl lieblich ist der Sterne Schein,  
Die uns zu Häupten zieh'n:  
Doch seufzt der Wind so bang im Hain; —  
Das Seufzen mahnt an ihn...  
O Mutter, Mutter, bleib nicht stehn...  
O komm, ich will nun schlafen gehn...  
Deck deine Hand mich liebend zu,  
So kommt mein Herz zur Ruh.

Nein, nein! Dein Kuß, so traut, so warm,  
Dein Herzsclag, voll und bang,  
Mahnt an die Zeiten, da sein Arm  
Beglückend mich umschlang...  
Robin ich wandre, gramerfüllt  
Wohnt in der Seele mir kein Bild!  
O sag mir's, liebste Mutter du,  
Wann kommt mein Herz zur Ruh?

Hoch oben klagt der Welle Mund,  
Sie ruht und raftet nie;  
Nur unten, tief im Meeresgrund,  
Da schweigt und feiert sie. —  
Hoch oben seufzt im Sturm der Baum —  
Die Blume unten süßt ihn kaum; —  
Deckt dich der Grabeshügel zu,  
Dann kommt dein Herz zur Ruh.

sich jetzt an der Treppenöffnung; schnell bitte ich meinen Nachbar um Aufschluß, aber verschwunden war auch schon wieder der Schreckliche; meine Neugier war aufs höchste gespannt, da erschien die riesige Gestalt auf der Stiege, ein gräßliches Bild der Verwilderung, mit verwurzelten Gesichtszügen, erschauert, mit buschig überstehenden Augenbrauen, grüngrauem, ungepflegtem Bart und wild in die Stirn hängendem Haar, den Stempel des Verbrechers auf der Stirn — bekleidet mit einem einzigen Stiefel, einer Frieskutte von roher, starker Wolle, welche die bloßen Füße weit vorsehen läßt. Ich brauchte mir weiter keine Erklärung über den Mann auszubitten, es konnte kein Zweifel sein über seine Rolle: Niemand anders, als Barabas war es. Man war zu der Voraussetzung versucht, daß die Natur der Kunst hier zu Hilfe gekommen sei, doch vernahm ich nichts Nachtheiliges in Bezug auf seine Moralität, und werden ja, bekannter Maßen, nur „streng sittliche“ Personen zum Spiel zugelassen. Finster und in sich geteilt schritt er durch die Menge einem Winkel zu, wo er ruhig und einsam in der Menge den Augenblick seines Auftretens erwartete. Da häupt Naaß im bekannten Opferungscostüm herab, ein hübscher brünetter Junge, verschwindet aber schleunigst in einem Garderoberaum, der seitwärts des Schuppens angebracht ist. Im blauen Leibrock sehen wir ihn wieder erscheinen. Vater Abraham folgt von oben herab mit theilnehmendem Blick seinem Sprößling. Doch ohne seiner Würde etwas zu vergeben und sich unter die Menge des Volkes zu mischen, entzieht er sich bald unseren beobachtenden Blicken, um sich den zwölf Aposteln als Philippus einzureihen. Seine alten, würdigen, sonnenverbräunten Züge und der gut gepflegte, schneeweiße Bart stimmen vortrefflich zu seiner Rolle.

Welch überraschend seine Erscheinung hat sich da unter die Volksmenge verlaufen: ein schöner, stattlicher junger Mann in goldgesticktem Rock und blauem Mantel mit silbernem Stirnband; es ist Quintus, der Secretär des Pilatus.

Die Mittagspause unterbrach unsere Beobachtungen, eine für den Nachmittag projectirte Partie wurde nach kurzem Uebereinkommen aufgegeben, und kaum hatten wir unser in jeder Beziehung kostbares Mittagsbrod eingenommen, so fand man uns wieder am Schuppen bei bewußter Treppe. Da war die Scenerie unterdeß ganz kriegerisch geworden, in geschäftigem Schritt gingen römische Soldaten ab und zu, ausgesucht kräftige Gestalten, schöne, wohlgebaute Männer zwischen dreißig bis vierzig Jahren. Ihre Rüstung war wirklich prächtig: den Leib bedeckte eine kurze baumwollene Kutte, die den Hals, sowie die Arme bis über die Ellenbogen frei ließ, Leib und Schultern waren mit blinkenden Stahlringen umgeben, blinkende Helme, Tricots und Sandalen vollendeten das Costüm. Der Hauptmann zeichnete sich besonders durch seine Riesengestalt und vortreffliche Haltung, einen Schweiß am Helm und einen blauen Mantel vor den Uebrigen aus, für ihn wurde ein muthiger Hengst gefastelt, der seine Rolle so gut spielte, wie der bekannte Hundel bei Tobias Abschied. Die Soldaten machten sich sehr vergnüglich, prügelten sich um einen Zuckerstengel und trieben allerlei Kurzwel; Kriegsknechte in gelbem Ledervams mengten sich unter sie. Auf der Stiege ging auch das Schuppen und Stoßen weiter, aber alles in Güte und Liebe. Eine merkwürdige Persönlichkeit war Daten, der Taubenverkäufer, er war mir schon am Morgen aufgefallen. Er ist der Unterhändler zwischen dem hohen Rath und Judas und deshalb den ganzen Tag abwechselnd beschäftigt. Er fiel auch hinter der Bühne nicht aus seiner Rolle. Jetzt wird die Stiege zur Himmelsleiter, Genien steigen herab in leichten, farbigen Gewändern mit offenem gelockten Haar, Schleier und Diadem, Manche freilich mit einem den idealen Eindruck störenden Bierkruglein im Arm. Die Erste bezahlt die Beche am Büffet, die Andern eilen der Garderobe im benachbarten Schuppen zu, und der ländliche Tritt dieser „Schutzgeister“, wie sie der Oberammergauer nennt, beruhigt uns darüber, daß sie unsern irdischen Augen nicht verschwinden werden.

Die Schächer, die sich überflüssig zeitig costümiert zu haben schienen, verdeckten ihre Tricots durch lange Mäntel. Der Eine mit dickem schwarzem Bart und ein Paar gottlosen schwarzen Augen machte recht den Eindruck eines Nichtsnutzers, der Andere mit blondem stopplischem Haar und Bart, fahler Gesichtsfarbe und blaßem Aussehen, schien mir mehr den Mörder von Fuch zu repräsentieren. Doch sie waren wie ein paar gute Freunde, hielten unzertrennlich zusammen und gefielen sich augenscheinlich gegenseitig, was jedoch nicht ausschloß, daß Einer den Andern ein wenig puffte oder an den langen Nerven hin und her zerrte. Sie bemühten das Interesse der Zuschauer und machten den Damen die Cour, um einen Trunt Bier für sich und ihren Hecker zu erlangen, damit dieser „keine Sache ja recht gut mache!“ Joseph von Arimathia, Herodes und andere vornehme Persönlichkeiten werfen vorübergehend einen Blick von oben herab in das Volksgewühl, weit entfernt, sich darunter zu mengen.

So fesselte uns der Wechsel der Gestalten und ihr buntes Treiben fast bis zum Schluß des Spieles. Dann begaben wir uns ins Dorf, um den sich aus den Theateräumen entladenden Strom verstäuben zu sehen — nach allen Richtungen, zu Fuß und in allerhand Gefährten.

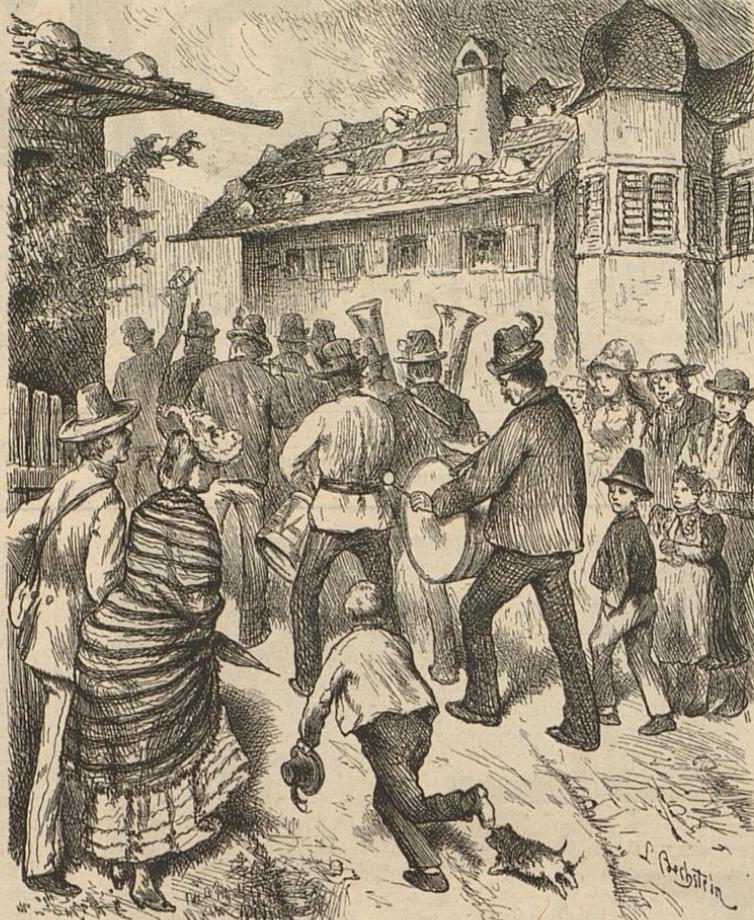
Hatten uns diese Studien des Tages Vergnügen genug bereitet, so stieg uns doch dabei das Bedenken auf, daß der Eindruck der Aufführung selbst dadurch beeinträchtigt, die Illusion gestört werden würde, allein diese Befürchtungen erwiesen sich grundlos: sobald der Chor in würdevollem Schritte aufgetreten, der Prolog verklungen war, fand uns die Handlung in so feierlicher Stimmung, daß nichts an die komischen Scenen von gestern erinnerte. Waren es ja doch auch nur die Nebenpersonen gewesen, die wir gesehen hatten; die Hauptpersonen hielten sich während ihrer Wartezeit still zurückgezogen in den oberen Garderoberräumen.

### Gefunden!

Lebensbild von Maria v. Roskowska.

I.

Große Regentropfen fallen plötzlich, und eine Dame in braunem Ripstleide flüchtet vor denselben in eine offene Hausthür. Einen Augenblick darauf sucht ein noch ziemlich junges



Reveille.

Paar gleichfalls Schutz in dem geräumigen Flur. Der Mann stutzt — sichtlich unangenehm überrascht, faßt er dann zögernd nach dem Hut. Jene senkt indeß rasch Blick und Kopf, beschäftigt sich angelegentlich zuerst mit ihrem Kleidheber, dann mit dem kleinen Päckchen, das sie, nebst dem Sonnenschirm, in der Hand trägt. Entweder hat sie ihn nicht erkannt oder will nicht erkannt sein. Da wendet sich jedoch seine Begleiterin nach ihr um, mißt sie einen Moment mit den Augen und ruft in einem Gemisch von Mitleid und Selbstgefühl:

dem menschlichen Verkehr überhaupt, wollte Jeder — und nun gar erst Jede! — immer vollkommen aufrichtig sein, stets äußern, was sie meint.

Die junge Frau verdiente freilich nicht eine höfliche Entgegnung, denn sie fuhr, trotz der ablehnenden Haltung Ferdinands, vertraulich und mit jener Art des Bedauerns fort, das so tief beleidigt, weil es eine Vermischung von Hohn enthält: „Wie geht es Ihnen? Sind Sie noch immer nicht verheirathet? — Oh! Und Ihr alter geiziger Onkel lebt noch?“

Der Mann empfand die Tactlosigkeit seiner Frau, aber diese Empfindung allein hätte schwerlich eine so lebhaft verwirrung in ihm hervorgerufen, wie sein ganzes Wesen verrieth; pflegen doch viele Männer indiscrete Fragen nicht so übel aufzunehmen, wie zartfühlende Frauen.

„Gottlob, noch lebt mein Onkel! Und Sie mahnen mich zur rechten Zeit daran, daß ich ihn nicht zu lange allein lassen darf. Auch habe ich noch Einkäufe zu machen.“ Leicht sich neigend schritt Ferdinande an dem Paar vorüber, spannte den Entoucas auf und ging rasch nach dem nächsten Laden, in welchem sie bisher nie zu kaufen pflegte, der ihr jetzt aber eine willkommenen Zuflucht vor dem Regenguß bieten sollte.

Gewaltsam mußte sie sich zusammenraffen, um dessen sich zu erinnern, was sie eigentlich brauchte. Es drängten sich viele Leute im Geschäft, und auf den Ladentischen waren viel Waaren ansgebreitet. Als Ferdinande die gekauften Sachen aufnahm, vermischte sie plötzlich das Päckchen, welches sie mitgebracht hatte. Vergebens räumten die Commis dienstbeflissen die Waaren fort, nahmen die Käufer ihre Hüte von den Ladentischen, und die Käuferinnen das, was sie etwa darauf niedergelegt; vergebens kam es zu einer wahreren Umlwägung im Laden — das Päckchen ist verschwunden.

„Danke — bemühen Sie sich nicht weiter — ich muß es draußen verloren haben.“

„Habe ich es nicht etwa aus Versehen eingesteckt?“ rief eine der Anwesenden, eine hübsche, junge Dame und begann ihre Taschen auszuräumen. Ein scharfer Beobachter hätte entdeckt, daß es ihr hauptsächlich um einen Vorwand zum längeren Verweilen und darum zu thun war, die Aufmerksamkeit des schlanken, jungen Mannes zu fesseln, der eben eingetreten war und sie als alte Bekannte begrüßt hatte. Dies gelang ihr auch.

Die Andern folgten dem Beispiel des jungen Mädchens, obgleich Ferdinande lebhaft protestirte. Der junge Mann plauderte inzwischen mit seiner Bekannten, ohne der Dame, um deren Verlust es sich handelte, die mindeste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Nur sah er wiederholt in seinen Hut hinein, nahm die Handschuhe aus demselben, stellte seinen Regenschirm vom Ladentisch, an welchem er lehnte, in eine Ecke und aus derselben in die zweite und dritte — kurz, er half suchen. Doch, obwohl Alle ihr Möglichstes thaten, das Päckchen blieb verschwunden.

Ferdinande wiederholte, daß sie es gewiß unterwegs verloren habe, und ging. Zuerst zurück nach jenem Flur, in welchem sie vorhin untergetreten. Sie erinnerte sich, daß sie das Vermischte hier noch in Händen gehabt; vielleicht war es ihr entfallen, als sie den Schirm aufspannte.

Auch hier kein Päckchen. So hat es wohl das Ehepaar gefunden und wird es ihr sicherlich zustellen. Ein peinliches Gefühl überkam sie bei diesem Gedanken. Aber nein, den scharfen Augen der jungen Frau wäre es gewiß nicht entgangen, daß ihr der Gegenstand entglitt, diese hätte sie zurückgerufen. Also auf dem Wege zum Laden verloren, wenn nicht etwa dort Jemand, in der Meinung, es enthalte etwas Werthvolles, die Beute eingesteckt hat. Sie durchgeht in Gedanken die Physiognomien der Leute, welche sich dort befanden — ob nicht vielleicht eine verdächtige darunter sei. Freilich war sie nicht in der Gemüthsverfassung gewesen, um darauf zu achten — nur jenes schlanken, jungen Mannes erinnert sie sich nachträglich und zwar darum, weil es ihr bei dem Anblick der hübschen, jungen Dame, welcher er so viel Aufmerksamkeit zu schenken schien, durch den Sinn schoß: welche angenehme Mitgift für das Leben ein einnehmendes Aeußere sei — eine Mitgift, womit die Natur gegen sie eben nicht verschwenderisch gewesen. Einer verdächtigen Physiognomie also entsinnt sie sich nicht und schon im nächsten Augenblick schämt sie sich ihres Argwohn, gedenkt feuchend des Sprichworts: „Wer Schaden hat, hat auch Sünde.“

Der Regen hatte aufgehört, eine dunkle Wolke drohte jedoch mit einem neuen Guß — sie beeilte sich daher heimzukommen. Einmal nur verlangsamte sie ihren Schritt. Der junge Mann aus dem Laden überholte sie, ohne sie wieder zu erkennen oder zu beachten. Sie erkannte ihn jedoch und weiß jetzt auch, wer das hübsche Mädchen ist. Seit mehreren Jahren hatte sie es nicht gesehen, inzwischen war aus dem Kinde eine Jungfrau geworden. Wie um allen unliebamen Gedanken zu entfliehen, beschleunigte sie wieder ihren Schritt.

Der alte Onkel, den vor Jahren ein Schlagfluß gelähmt, von dessen Seite sie kaum weichen darf, empfängt sie mit Vorwürfen über ihr langes Ausbleiben. Minder unfreundlich, als in ähnlichen Fällen, nahm er ihre Entschuldigung hin, unterbrach sie aber sogleich: „Otto war hier. Es ärgert mich, daß Du ihn versäumt hast.“

„Wer — Onkel?“

„Nun, Otto Lehningen, mein Schwestersohn!“ meinte er ungeduldig, daß sie ihn wegen seiner allerdings sehr undeutlichen Aussprache nicht verstehe. Und doch war sie nur zerstreut, das verrieth das gleichgiltige:

„So?“

„Ich habe Otto auf morgen zum Kaffee geladen. Triff Deine Arrangements. Ein Bißchen anständig, hörst Du, Randden? Und setze dann Deine liebenswürdige Miene auf, denn ich wünsche, daß er sich bei uns recht heimisch fühlt. Im Ganzen hat er mir nicht mißfallen und Dir wird er wahrscheinlich sehr gut gefallen; es ist ein netter, junger Mensch.“



Zu spät!

„Ferdinande — Sie! Wie freut mich dies Zusammenreffen! Wir sind hier nur auf einige Tage, dachten also nicht, Sie zu sehen.“

Nach den Empfindungen zu urtheilen, welche sich unwillkürlich in den Zügen der Angeredeten ausprägten, war die Freude nicht gegenseitig. Sie suchte sich aber möglichst zu fassen und erwiderte in kühlem Ton eine Höflichkeitsphrase. Offenbar wußte sie nicht, was sie redete; gebildeten Leuten sind derartige Worte so geläufig, daß sie dabei nichts denken dürfen, nebenbei mit etwas ganz Anderem beschäftigt sein können. Offene Charaktere kommt diese banale Höflichkeit oft schwer an, allein was würde aus den Umgangsformen und

Ferdinande schaute erstaunt auf. Bisher kam nur der Arzt und zuweilen ein oder der andere der Kriegskameraden des alten Hauptmanns, und diesen wurde höchstens eine Pferde angeboten. Sie kannte diesen Otto nicht persönlich, führte nur in den letzten Jahren im Namen des Gelähmten die Correspondenz mit ihm, welche sich freilich darauf beschränkte, seine Fragen nach dem Befinden des Greises zu beantworten und für seine Gratulation zum neuen Jahr zu danken. Zu jeder andern Zeit würde die Nachricht von seiner Ankunft und dem zu arrangirenden Kaffee bei ihr größeres Interesse erweckt haben, als gerade heute, in diesem Augenblick. So beachtete sie jetzt nicht einmal das eigenthümliche Gebahren des alten Herrn. Auf der einen Seite des Gesichts — die andere ist nicht bewegungsfähig — zuckte ein Lächeln. Das rechte Auge blinzelte geheimnißvoll, und die Nase rieb er mit der Rechten, als wolle er den großen Gedanken, welchen er offenbar hatte, wieder zurückjagen in das Hirn, damit ihm nicht etwa eine vorzeitige Andeutung entschlüpfte. Vielleicht erwartete er auch eine Frage, da jedoch Ferdinande schwieg, redete er weiter:

„Er benutzt die Pfingsten zu einem Ausflug und konnte nicht unterlassen, mich aufzusuchen. Hat sich wohl erinnert, daß ich alt und gebrechlich bin, und er — doch eigentlich mein nächster Erbe ist. Meinst Du das nicht auch, Ferdinande?“

Seine Worte konnten sie in mehr, als einer Beziehung peinlich berühren — sie war indeß mit der Begegnung von vorhin noch so beschäftigt, daß die Rede fast an ihrem Ohr verhallte. „Auch Regendamms benutzten die Pfingstferien zu einem Ausflug — sind hier.“ Unwillkürlich hat sie es ausgesprochen, mehr zu sich selber, als zu ihm.

Er runzelte die ohnehin gefurchte Stirn. „Regendamms? Hast Du sie gesehen?“

„Sie redete mich an.“

„Welche Unverschämtheit! Du hast sie hoffentlich gebührend abgefertigt?“

„Wie konnte ich? Sie würden sonst ja glauben, ich sei — das heißt, ich meine —“ In zunehmender Verwirrung brach sie ab.

„Ach gar! Jeder Mensch würde es natürlich finden, daß Du das Pärchen mit Verachtung behandelst.“

„Und dann — ich gerieth wirklich in Verlegenheit, war so betreten —“

„Wie — der Mensch ist Dir noch nicht gleichgiltig?“ fuhr er auf.

Sie machte eine abwehrende Bewegung und erröthete tief. „Nicht doch, Onkel. Aber kennen Sie nicht die Empfindung, welche uns ergreift, wenn Jemand in unserer Gegenwart Mangel an Tact und Zartgefühl offenbart, gegen uns und das natürliche Gefühl verstößt? Die Schuld gegen uns vergeben wir leicht, allein uns überkommt unwillkürlich Verwirrung und Beklemmung; es ist, als schämten wir uns in die Seele des Andern hinein, der diese Scham nicht kennt.“

„Du meinst, was Einer zu wenig hat, müsse der Andere doppelt besitzen? Dumme Idee! Hätte mir fehlen sollen, mich auch noch für Andere zu schämen — bin glücklicherweise nie mit so albernem Zartgefühl behaftet gewesen. Meinte immer, und noch bis auf den heutigen Tag, wenn Einer unverschämt ist, muß man ihm dies ordentlich zu verstehen geben, nicht seinen Verstoß wie eine eigene Schuld empfinden.“

Ferdinande lächelte. Der alte Soldat war freilich nicht die Person, eine solche Empfindung zu begreifen, und ein Streit mit ihm eine unfruchtbare Sache. „Sie haben Recht — man kann indeß nicht für so unwillkürliche Regungen.“

Er läßt den Gegenstand fallen, wie jeden, wenn sie ihm erst Recht gegeben hatte. „Nun zeige doch einmal her — auch die Brille, damit ich sehen kann, wie sie ausgefallen sind. Oder waren sie noch nicht fertig?“

„Ach, Onkel, seien Sie nicht böse — ich habe sie verloren.“ Sie hatte einen Augenblick geschwankt, ob sie die Wahrheit sagen oder nicht lieber seine letzte Frage bejahen und das Verlorene heimlich von neuem anfertigen lassen solle? Aber ihre Offenheit siegte über die Verhütung, obwohl sie sich auf einen gewaltigen Sturm gefaßt machen durfte und gefaßt machte.

„Verloren! Wie kannst Du dazu, überhaupt Etwas zu verlieren?“ Sein maßloses Erstaunen bewies, daß sie noch nicht viel verloren habe.

„Ich weiß nicht — wahrscheinlich, als es zu regnen begann —“

„Schade um das Geld!“

Bewundert über seine unerwartete Ruhe erhob sie den Blick. Statt sie zu schelten, versank er in Nachdenken. Das könnte sie fast besorgt machen — ist ja gar nicht diese Art.

„Eigenthümlich — sie nun zu verlieren!“ murmelte er vor sich hin. „Grade jetzt!“

Sie fragte schüchtern: „Soll ich mich vielleicht wieder —“

„Nein, nein, wäre eine unnütze Ausgabe — ist jetzt nicht mehr nöthig.“

„Ich hatte ja auch gar keine Lust dazu. Ein so wenig hübsches Gesicht —“

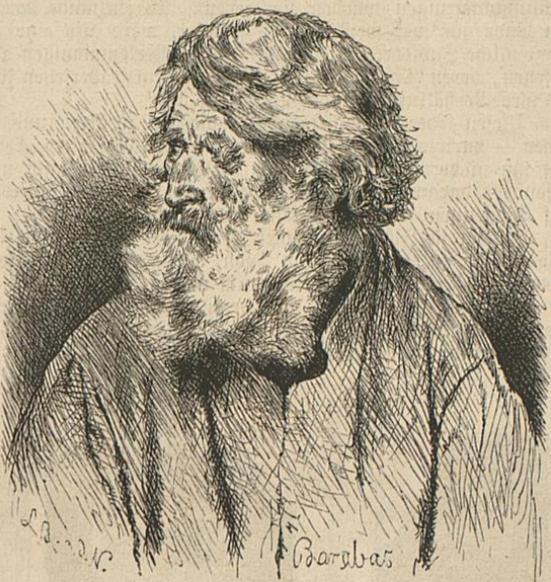
„Aber ich wollte es einmal so. Jetzt ist die Sache anderweitig zu erledigen.“

„Ich wüßte auch nicht für wen — habe Niemand, nicht Verwandte, noch Freundinnen.“ In ihrem Ton klingt das ganze Weh der Verlassenheit, obgleich sie sich müht, ruhig zu sprechen.

„Freundinnen!“ Des alten Hagestolzen ganze unbegrenzte Verachtung gegen Mädchenfreundschaften konnte die längste Rede nicht stärker ausdrücken, als das einzige Wort. „Sehnst Du Dich etwa nach Freundinnen? Sollte meinen, Du habest an der einen vollkommen genug gehabt!“

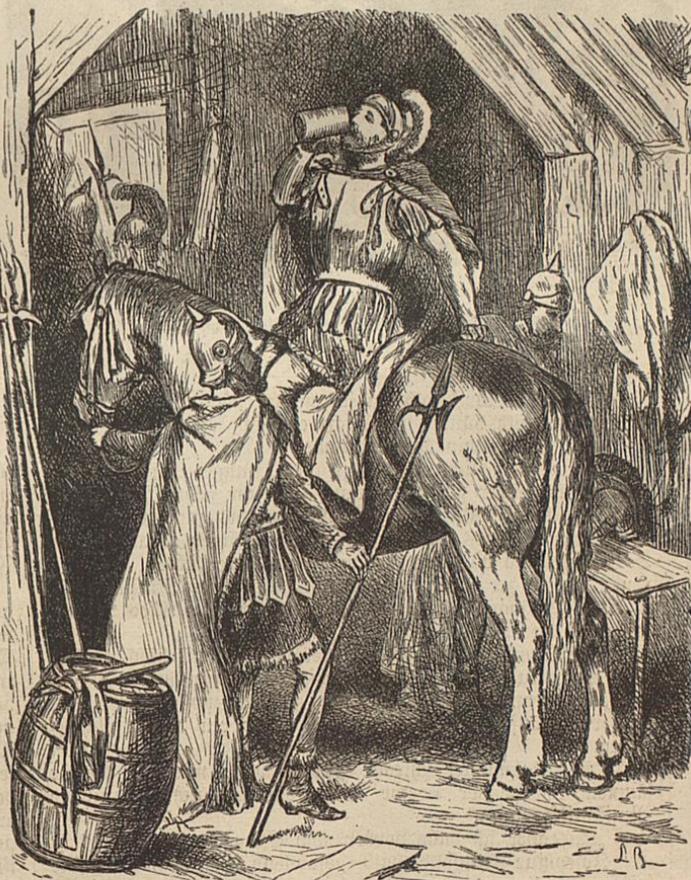
Seinen rauhen polternden Ton konnte sie längst gewöhnt sein, all die Jahre hindurch, doch heute verletzten sie Ton und Worte aufs tiefste. In Hinterzimmer, ihrem kleinen Ahl, wo sie sich freilich nie lange aufhalten durfte, vergaß sie, die Kleidungsstücke vom Ausgehen fortzuräumen, und stand sinnend am Fenster. So vielerlei, Altes und Neues, ist in ihr auf- und angeregt worden — sie mußte es erst in sich verarbeiten, bewältigen.

„Sie sind noch nicht verheirathet?“ Noch nicht — bei sechs und zwanzig Jahren ist dies noch allerdings gerechtfertigt. Ein Lächeln zog über ihr Antlitz, erhellte den trübten Ausdruck desselben, so melancholisch es immerhin war. Was noch nicht geschah, wird auch in Zukunft nicht geschehen — sie hat nie Gelegenheit gehabt, einen Mann kennen zu lernen, dem sie ihre Hand hätte reichen mögen, ausgenommen Einen vor nunmehr vielen Jahren. Längst hat sie sich darein gefunden, allein zu bleiben, wie so viele Andere. Pfliegte doch auch jeder Tag der kleinen Sorgen, Mühen und Plagen so viel zu bringen, ihre Kräfte so in Anspruch zu nehmen, daß sie nur wenig Zeit übrig behielt, der Vergangenheit nachzuhängen, der Zeit der Jugend, in der sie ein anderes Leben geträumt, als das, welches ihr nun geworden. Eben so wenig kann sie der Zukunft eingehende Gedanken widmen, hat in der Gegenwart genug zu thun, weiß nur, daß jene trüb und ebe



Barabas.

sein wird, wie diese auch. Allein bei besondern Anlässen kommt ihr das, was gewöhnlich als etwas einmal nicht Abzuänderndes still, ohne Grübeln und Murren hingenommen und ertragen wird, zum Bewußtsein und wird doppelt schwer empfunden. Heute ist das wieder der Fall und mehr, als jemals. Sie meinte mit der Jugend und dem Leben abgeschlossenen zu haben, und sieht nun ein, daß sie geirrt, daß ein zufälliges Zusammentreffen, eine einzige Aeußerung hinreicht, sie aufzurütteln aus der hindämmernden Vergessenheit, die sie für völlige Resignation gehalten. Wer ist denn auch fertig mit Wünschen und Hoffnungen? Nicht einmal Derjenige, welcher dem Rande des Grabes nahe steht, noch weniger mit sechs und zwanzig Jahren. Und wer wirklich keine Hoffnungen für dieses Dasein mehr hegen kann und darf — weil es ja doch vergeblich wäre, empfindet Schmerz und Bedauern, daß es so ist.



Franz Nepomuk Püchelhuber centurio romanus.

Die heiße Stirn an die kühle Scheibe pressend, stand das Mädchen lange in düstres Sinnen verloren. Ein ungeduldiger Ruf schreckte es endlich auf, trieb es durch den Alkoven in das vordere Zimmer. Der Onkel war sehr ungehalten, daß die sonst so unermüdetlich Aufmerksam heute säumte, ihm die Zeitung vorzulesen, ihn überhaupt allein, ohne Wartung ließ. Bei der Unbefriedigung ihres Herzens, der unerquicklichen Gegenwart und der Unsichtbarkeit der Zukunft hatte sie in einer schrankenlosen, selbstopfernden Hingebung für den Leidenden ein Genüge gesucht.

II.  
„Was ist denn das?“ Im Begriff seinen Schirm zu öffnen, fällt dem jungen Mann, der sich vorhin mit Ferdinande im Laden befunden hatte, ein Päckchen zu Füßen. Hastig hebt er es auf, betrachtet es rings, um zu sehen, ob es nicht beschmutzt worden. Dies ist glücklicherweise nicht der Fall. Während durch seinen Sinn der Gedanke schießt: das sei der Gegenstand, welchen die Dame vermißte, vom Ladentisch in die Falten des Schirmes hinabgeglitten und er so unfreiwillig zum Diebe geworden, vergißt er, daß es regnet und er naß wird.

Was nun thun, wie die Eigenthümerin auffinden? Vielleicht ist der Gegenstand selbst dazu behilflich, gibt irgend einen Fingerzeig. Wieder betrachtet er ihn von allen Seiten. „Am Ende ein Spiel Karten — es sieht ganz darnach aus. Aber nicht Whistkarten, sonst müßte es dicker sein. Also ein Spiel Piquetkarten, wahrscheinlich dazu bestimmt, das Schicksal zu befragen, den Schleier der Zukunft zu lüften! Mädchen schlagen ja gern die Karte, wie ich von den Töchtern meiner Wirthin her genugsam weiß.“ So combinirte er scherzend weiter und gelangte schließlich zu dem Resultat: die Unbekannte wollte in den Feiertagen einen Kaffee geben, bei welchem das Kartenorakel befragt werden sollte, das, ach! so oft schon getragen hat, auf welches doch noch immer so gläubig vertraut wird; zumal wenn es den Herzönig, umgeben von den schönen verheiratheten Coeurstieben und Coeurzehn zu Füßen seiner Dame zeigt. Wie eifrig wird in Gedanken die Reihe der „guten Freundinnen“ durchmustert, wenn etwa die böse Piquetdame in der Nähe liegt, das zarte Verhältniß zu stören droht! Wie viel Arges dieser und jener zugetraut, wovon dieselbe sich gar nichts träumen läßt!

Solchergehalt mit allerdings ziemlich harmloser Malice den armen, so viel geschmähten Mädchen, in beliebiger Manier der Männer, „etwas am Zeuge flüchtig“, bemerkte er, die eine Seite des Umschlagpapiers sei feucht geworden. Damit der Inhalt nicht Schaden leide, nahm er das Papier ab und wollte anderes umschlagen.

„Ah — Photographien!“ Er hielt allerdings Karten in der Hand, doch nicht Spielkarten, sondern photographische. Neugierig warf er einen Blick auf das Bild und rief unwillkürlich fast laut: „Wie häßlich! Alt und häßlich! Wozu das liebe Sonnenlicht nicht gemißbraucht wird! Die hätte wahrhaftig die Mühe sparen dürfen, ihre Wisage zu vervielfältigen — könnte am Original genug haben. Aber die Selbstliebe macht vollständig blind — sie hält sich möglicherweise für recht hübsch. Jedensfalls — wer, gleichviel ob hübsch oder häßlich, läßt sich heutzutage nicht photographiren? Seien wir also gegen die Aermste, die ihre Conterfeis verlor, nicht zu streng, sondern suchen ihr dieselben lieber wieder zuzustellen.“

Unter diesem Selbstgespräch hatte er den Rückweg nach dem Laden eingeschlagen, um nach dem Namen der Dame zu fragen. Aber man kannte sie dort nur von Ansehen, nicht ihre Adresse, wollte auch die Photographien nicht in Gewahrsam nehmen, da es mehr, als zweifelhaft, ob sie wiederkommt; meinte sie doch das Päckchen vor dem Eintritt in den Laden verloren zu haben.

Behalten konnte er seinen unfreiwilligen Raub nicht — also wollte er ihn der Polizeibehörde überliefern. Aber noch nicht augenblicklich. Denn möglicherweise traf er in den Feiertagen irgendwo das Original und gab die Photographien dann gleich ab. Um jenes zu erkennen, mußte er sich diese näher ansehen, als das in der ersten Ueberraschung, im Regen möglich gewesen. Der Himmel ist ja wieder klar geworden. So zog er denn das Päckchen aus der Brusttasche, unterwarf seinen Inhalt einer gründlichen Musterung.

„Hm, nicht so häßlich, wie auf den ersten Blick — eins jener Gesichter, die man länger ansehen muß. Etwas Gedrücktes, Leidendes — ein Zug um die Mundwinkel, der es nicht nur andeutet, sondern zur unumstößlichen Gewißheit macht, daß sie ihr Leben hindurch eben nicht auf Rosen tanzte oder sich wenigstens nicht glücklich fühlte. Also eine sentimentale alte Jungfer, die, je nachdem, laut oder leise darüber seufzt, daß sie keinen Mann bekommen. Himmel, hätte ich ihr die Bilder nur erst abgegeben! Ich fürchte mich ordentlich vor dem Moment. Man hat ja Beispiele genug, daß ältere Mädchen jeden heirathsfähigen Mann, den sein Aeußeres in ihre Nähe führt, mit allen möglichen und unmöglichen Mitteln zu fesseln suchen. Ich gebe die Bilder doch lieber gleich im Polizeibureau ab! — Nur ältere?“ Humor durchblüht seine Züge. „Hm — zuweilen, und sogar häufig, thun junge Mädchen das auch. Unter die Haube zu kommen ist ja der sehnsüchtigste Wunsch der Meisten — der Mann eine an sich ganz gleichgiltige Person, nur Mittel zum Zweck. Man könnte das Heirathen wirklich verschwören. Ich würde mich mindestens sehr befinden; ehe ich mich zu dem verhängnißvollen Schritt entschleße, eine lange und gründliche Bekanntschaft vorausgehen lassen, selbst wenn ich gefunden zu haben glaubte, was ich bisher stets vergebens gesucht: — mein zweites Ich! — Nun, bis morgen oder übermorgen werde ich die Photographien behalten. Sollte ich die Eigenerin treffen, so erpäre ich ihr die Mühe, nach dem Bureau zu gehen. Angst brauche ich vor ihr wohl nicht zu haben — sie sieht eigentlich nicht so aus, als würde sie, gleich einem Polypen, ihre Fangarme nach mir ausstrecken; dazu gehörte der Muth der Verzweiflung, und sie schaut eher traurig drein. Was mir diese trübseligen Mädchen Gesichter unleidlich sind, von denen man gleichsam das ganze Weh der Menschheit ablesen kann, wie von einem Affenzettel.“

Ich lobe mir ein heiteres Gesicht, einen hellen Blick, einen lachenden Mund, kurz, ein frisches, frühliches Wesen, wie etwa das — nun, wie das Josephinens! Das Leben ist so ernst, und der Mann hat in sich selber so viel durchzustämpfen, daß an seiner Gefährtin ihm nur ein munterer, ungetrübter Sinn behagen kann; daß Empfindsamkeit, ein weinerliches, trübseliges — aber was philosophire ich da ins Blaue hinein?“ Wieder enthüllt er die Photographien und betrachtet sie. „Es handelt sich hier ja nicht um meine zukünftige, nur um das Original hierzu. Und dasselbe kann nicht einmal trübseliger Gemüthsart sein. Auch gedrückt darf man diesen Blick nicht nennen. Eine gewisse Unsicherheit des Ausdrucks entspringt

wohl der Ungewohntheit der Situation. Sie hat wahrscheinlich noch nicht oft, vielleicht noch nie, gesehen und so, natürlicherweise, nicht die nöthige Unbefangenheit gehabt. Eins — zwei — drei! Wo mögen die andern Karten sein, in wessen Händen oder vielmehr Albums sich befinden? Eigenthümlich — die Conterseis seines lieben Ich viertelbüchsenweise bei sich zu tragen, wohl um sie gelegentlich gleich austheilen zu können! Aber da thue ich ihr unrecht — die Bilder sind ganz neu, eben vom Photographen gekommen. Sie hat sie gewiß erst abgeholt. Daß mein Schirm gerade da stehen mußte — es thut mir recht leid. Der Verlust schien ihr sehr nahe zu gehen, sie — Sie? Wer oder was bürgt mir dafür, daß sie selber es war, die das Päckchen verlor? Es kann ja auch eine Verwandte oder Bekannte oder gar eine Jungfer gewesen sein, denn ich habe die Person im Laden nicht beachtet und das Bild hat etwas so — ich möchte sagen Disfigurirtes, daß es am Ende das einer vornehmen Dame ist, deren Mamsell es abholte. Daß ich auch mit Josephine so beschäftigt sein mußte, um keinen Blick für jene übrig zu haben. Häßlich ist Josephine freilich, auch munter und einnehmend, aber im Grunde alltäglich hübsch und dabei geistig nicht bedeutend. Ja, ja, es war nicht das Original selbst, sondern eine andere, untergeordnete Person, darum erschrak sie so über den Verlust — denn mich dünkt, sie war lebhaft bestürzt, obgleich ich mich ihrer Züge nicht erinnere. Schade, daß ich sie nicht wieder erkennen würde. Vielleicht begegne ich eher ihr, als dem Original."

Er löste ein Billet zu der heute stattfindenden Aufführung eines Oratoriums — vielleicht trifft er dort das gesuchte Original. Dasselbe beschäftigte überhaupt seine Gedanken in ungewöhnlichem Grade. Ist doch für einen rechtlichen Mann nichts peinlicher, als in den Besitz fremden Guts gelangt zu sein, ohne es dem Eigenthümer wieder erstatten zu können. Hier ist diese peinliche Empfindung allerdings gemildert durch die Neigung zu philosophischen Betrachtungen, welche sich an den in Rede stehenden Gegenstand anknüpfen lassen.

Eine Erkundigung bei dem Photographen, der das Bild aufnahm, blieb fruchtlos. Derselbe kannte die Dame nicht. Sie kam allein und holte die Karten selber ab. Da sie dieses gleich sagte, hielt er es nicht für nöthig, ihre Adresse zu notiren. Je schwerer es zu sein scheint, sie aufzufinden, um so mehr wird es ihm zur Ehren- und Gewissens-, ja zuletzt zur Herzenssache.

So dachte er natürlich später, auf dem Wege zu der Musikaufführung, wieder an die Unbekannte. Es gefiel ihm, daß sie nur ein viertel Duzend Abzüge nehmen ließ, also nicht alle Welt mit ihrem Bilde beglücken, in Jedermanns Album ausgestellt und kritisiert sein will. Das mag sich allenfalls für hübsche Gesichter eignen, doch selbst da gefällt es ihm nicht — auf seine Frau würde er wenigstens sehr eifersüchtig sein, es nur gestatten, daß sie ihr Bild den intimsten Freunden gibt, und diese zählen ja nicht nach Duzenden. Die Unbekannte scheint davon wenig zu besitzen oder mit ihren Karten zu geizen oder vielleicht Beides zugleich. Wieder zieht er ein Bild hervor. Eigentlich häßlich ist sie gar nicht — hat im Gegentheil ein Gesicht, mit dem man sich zuletzt recht befreunden könnte. Ich weiß nicht, warum es mir auf den ersten Blick so mißfiel — wahrscheinlich, weil ich noch Josephinens warme Farben und leuchtende Blicke vor Augen hatte. Die Farblosigkeit der Photographien thut denselben sehr Eintrag — das Bild hat manchmal kaum Ähnlichkeit mit dem Original und ist nie geschmeichelt. Wenigstens nicht ein weibliches Antlitz. Ein männliches erscheint zuweilen viel charakteristischer, und Kinder in ihrer Unbefangenheit, vom Sonnenstrahl fixirt, sehen allerliebste aus; aber Mädchen und Frauen, die über Zwanzig sind, gewinnen niemals. Wenn die weiche jugendliche Rundung der Wangen nicht mehr vorhanden ist, sieht jede im Bilde schlechter aus, sie müßte denn sehr scharf ausgeprägte Züge haben. Und auch dann wird sie älter erscheinen, als sie ist. Ich möchte darauf wetten, mein Original ist nicht häßlich und kann noch nicht viel über dreißig sein. Das rechte Alter — nicht für eine Geliebte oder Frau, aber für eine Freundin. Und sie müßte eine ganz vortreffliche Freundin sein, anspruchslos, theilnehmend und verständnißvoll, das könnte Jeder, auch ohne die geringste physiognomische Kenntniß, sogleich aus diesen Zügen herauslesen, ein so unvollkommener Abdruck der Wirklichkeit dieselben immerhin sein mögen. Wäre es nicht gar zu unbescheiden, ich möchte sie um eine der Karten und ihre Freundschaft bitten — sie hat ein so gutes Gesicht. Eine freundschaftliche Beziehung zu einem ältern Mädchen — Warum muß es denn aber gerade ein Mädchen sein? Sie ist vielleicht verheirathet oder Wittve. Der schmerzliche Zug um den Mund, der nachdenkliche, an Trauer streifende Ausdruck könnte eben so wohl von einer unglücklichen Ehe, als von dem Verlust des geliebten Mannes herrühren. Und dennoch — nein, sie ist nicht verheirathet; das ganze Wesen hat, ich möchte fast sagen: athmet etwas so Mädchenhaftes und —

Helles Gelächter mehrerer Stimmen unterbrach seine Betrachtungen.

III.

Auffchauend gewahrte er, daß er von einigen Personen umringt war, unter ihnen das hübsche Mädchen, dessen Schwester und Schwager.

"Was studirst Du denn so eifrig?" fragte der letztere, sein Universitätsgenosse.

"Ich glaube gar eine Photographie!" neckte die junge Frau.

"Und ich wollte darauf wetten, das Original sei nicht allein schön, sondern Ihnen auch lieb und theuer!" lachte ihre Schwester mit einem Aufschlag der hübschen Augen, der ihr eigen ist, ihm aber noch niemals so kokett erschien, wie in diesem Moment.

Rasch und ohne sich Rechenschaft zu geben von der Neigung, die ihn dazu veranlaßte, hat er die Photographien in die Brusttasche gesteckt. Damit beschwor er einen wahren

Sturm von Neckereien herauf. Die muntere Gesellschaft nahm an, es sei das Bild einer Person, mit der ihn ein zartes Verhältniß verbinde, hielt sein unwillkürliches Erröthen, sein Auffahren vorhin und jetzt die Verlegenheit, in welche sich etwas Aergers nicht, für Bestätigungen dieser Vermuthung. Er ist kein Freund davon, sich aufziehen zu lassen und ärgerte sich schon im nächsten Augenblick darüber, daß er die Karten in der ersten Ueberraschung verberg. Vielleicht hätte Jemand in der Gesellschaft ihm Auskunft über die Dame geben können? Allein es ist einmal geschehen, und jetzt darf er seinen Fehler nicht mehr verbessern, nicht die Photographien zeigen und erzählen, wie er dazu gekommen. Die Leute, deren triviale Anschauungsweise ihn täglich anwidert, würden die Geschichte nicht glauben, für eine Ausflucht halten, sind viel zu materiell und alltäglich, um ein rein psychologisches Interesse an dem Bilde einer nicht einmal schönen Unbekannten zu begreifen. Und sollten sie diese zufällig kennen, welche Schlussfolgerungen würden sie ziehen? — Es entstände daraus am Ende gar wer weiß welches Gerüde, wäre also eine unverzeihliche Indiscretion, die Unbekannte Verleumdungen auszuweisen, deren Tragweite sich um so weniger übersehen läßt, da ihre Verhältnisse ihm völlig fremd sind.

Diesen Ideen nachhängend, erschien er zerstreut und unsicher — parirte schlecht die Angriffe, welche von allen Seiten auf ihn niederregneten; versteht er sich doch überhaupt nicht besonders darauf, Neckereien abzulehnen, zurückzuschleudern auf Diejenigen, von welchen sie ausgingen.

"Wenn ich Ihnen nun aber mein Wort darauf gebe, daß Sie völlig im Irrthum sind, von einem Verhältniß keine Rede ist! Der Ton klang ärgerlich und ungeduldig.

"Warum zeigen Sie uns denn aber das Bild nicht? Denn eine Photographie war es. Und Ihr Eifer macht die Sache nur um so verdächtiger."



Pharisäer: „Barabas, eine frische Maß Bier!“

"Frau Doctor, nachdem ich einmal mein Wort gegeben, sollte, wie mich dünkt, die Sache erledigt sein."

"Ja, lassen wir das, Antonie!"

Er wendete sich erfreut zu dem jungen Mädchen, das ihm solchergestalt zu Hilfe kam. Es fuhr jedoch fort: "Wir dürfen nicht so indiscret sein, uns in das zarte Geheimniß des Herrn Assessors zu drängen, wollen, da er es auf seinem Herzen neidisch vor uns verbirgt, darauf verzichten, das reizende Antlitz zu sehen, welches ihn auf offener Straße in ein so tiefes Anschauen versenkte, daß er darüber Alles vergaß, wahrhaft in Ecstase war."

Wie Spott, Eifersucht und Aergers ein sonst hübsches Gesicht entstellen können! Der Assessor begriff nicht, wie ihm die junge Dame früher ganz gut gefallen mochte. Als Erwiderung auf ihre Worte hatte er nur ein kühles Achselzucken.

"Wir bekommen schlechte Plätze, wenn wir noch länger säumen," lenkte der Doctor ab. "Geht Du nicht auch in die Musikaufführung?"

"Ja, aber ich habe vorher noch Etwas zu besorgen." Josephine kränzelte halb schmolend, halb spöttisch die frische Oberlippe; ihr aufflammernder Blick glitt von seinem Antlitz auf die Brusttasche. Dann rauschte sie davon.

"Wir werden Ihnen einen Platz reserviren," nickte ihre Schwester ihm abschiednehmend zu.

Tief aufathmend sah er ihnen nach und schüttelte dann den Kopf. Während ein ironisches Lächeln um seinen Mund dümmerte, blieb die Stirn doch bewölkt. Er begreift jetzt plötzlich, was er früher in seiner Harmlosigkeit nicht beachtet hatte. Wie freundlich und zuvorkommend haben ihn Doctors stets an sich herangezogen, wie die Vorzüge Josephinens in das glänzendste Licht zu stellen gesucht; wie sehr ihm den Stand der heiligen Ehe gerühmt! Obgleich es ihm nie einfiel, das Loos seines Studiengenossen für so überaus glücklich und beneidenswerth zu halten, zumal dessen Frau ihm weder als sein Ideal eines Weibes erschien, noch der Mann selber

so von Glückseligkeit erfüllt, wie die Frau es den unverheiratheten Freund, der eine sehr gute Partie war, glauben zu machen suchte — hatte ihre hübsche Schwester ihm nicht mißfallen. Da man niemals weiß, wozu der Moment und die Gelegenheit hinreichen kann, erschrak er jetzt ordentlich darüber, daß er so harmlos die Einladungen der Leute angenommen hatte. Noch war es indeß glücklicherweise nicht zu spät, sich zurückzuziehen, noch war er nicht in die Falle gegangen, welche die zärtlich fürsorgende Schwester und deren süßamer Gatte ihm gestellt. Und das dankte er eigentlich den Photographien! Mit einer Empfindung, gemischt aus Dankbarkeit und Trost gegen die Neckereien, welche er um derselben willen eben ausgestanden hatte, zog er wieder die Karten hervor, sandte dabei einen herausfordernden Blick der Gesellschaft nach, als wolle er sagen: "Möchte wissen, wer es mir wehren kann, dieses Bild überall und so lange ich will anzusehen!" Da wendete sich Josephine, und er glaubte wieder das zornige Aufleuchten ihrer Augen zu sehen, als sie ihn noch auf derselben Stelle erblickte.

"Hu, welch eiferartiges Naturell dies hübsche, anscheinend harmlose, heitere Mädchen besitzt! Es ist eine wahre Erquickung, in ein so sanftes, ruhiges Gesicht zu sehen wie dieses — gerade, wie man nach dem grellen Leuchten des Blizes das milde, sämftigende Mondlicht als Wohlthat und als doppelt schön empfindet. Und dies stille Antlitz scheint mich nun ordentlich anzulächeln, wie dankbar dafür, daß ich es nicht den profanen Blicken dieser Leute und ihren Mandglossen preisgegeben. Die wären mir geradezu unerträglich gewesen, und ich weiß nicht, was ich im Nothfall nicht drum gegeben hätte, sie uns Beiden — zu ersparen." Dabei nickte er dem Bilde zu. "Diese Leute hätten in Wahrheit ein zärtliches Verhältniß zwischen uns angenommen, während Du, gute Seele, Dir gar nicht träumen lässest, wo Deine Conterseis sich befinden, zu welchen Voraussetzungen sie Anlaß geben. Daß sie älter sein mag, als ich, würde ihrem Argwohn ja nicht die Spitze abbrechen. Und am Ende ist sie auch gar nicht älter, als ich, denn dreißig kann sie unmöglich schon zählen. Das sieht man an dem ganzen Gesicht. Wie klar noch die Stirn — kein Fältchen darauf und keine Furche zwischen Nasenflügel und Mund. Ich begreife nicht, wie ich sie im ersten Augenblick für so alt und häßlich halten konnte. Die Züge sind nicht regelmäßig, doch anziehend und einnehmend, und die jugendliche Frische und Rundung oder Formenreinheit ist es doch nicht, was uns anzieht und fesselt, sondern der Ausdruck. Man dürfte es Josephinen und den Ihrigen nicht verdenken, wenn sie, nachdem sie dies Bild gesehen, mich zu demselben in Beziehung gebracht hätten. Aber das ohnedies zu thun, mir so ohne Weiteres ein zärtliches Verhältniß aufzubürden, mit einer Person, die ich nicht kenne, von der ich nicht das Mindeste weiß — hahaha — das ist zu komisch, ist ein allerliebster Abenteuer. Entdeckte ich sie nur irgendwo, denn daß ich nach diesem Anfang gar nichts von ihr erfahren sollte, wäre langweilig und dumm obenein. Das Schicksal wird hoffentlich so gefällig sein, dem ersten Act auch den zweiten folgen zu lassen. Aber wie spät es geworden ist!"

Und nach noch einem Blick auf die Photographien birgt er sie wieder „auf dem Herzen“, wie Josephine bemerkte; er erröthet wie ein Mädchen bei der Erinnerung an diesen Ausdruck. "Ob sie damit wohl einverstanden wäre?" Er begann, sich die verschiedensten Verhältnisse auszumalen, welche möglicherweise die ihrigen sein könnten. So viel stand ihm jedoch fest: daß sie nicht viele Freunde habe und doch aussehe, als müßte Jeder, der sie kennt, ihr zugethan sein. Plötzlich faltete er die Stirn, presste unmutig die Lippen zusammen, ein unliebsamer Gedanke schoß durch seinen Kopf. "Vielleicht ließ sie sich gerade für ihren Verlobten photographiren? Gewiß, so ist's, denn da sie nun doch einmal keinen Geschmack daran findet, sich vervielfältigen zu lassen, würde sie es ohne besondere Veranlassung nicht gethan haben. Warum sonst auch gerade jetzt erst, nicht schon vor einigen Jahren, als sie noch unter zwanzig war, ganz jugendlich aussah? Aber meinnetwegen — was kümmert das mich? Bin ich etwa ihr Vormund, hat sie mich bei ihrer Verheirathung um Erlaubniß zu fragen?"

Wieder blieb er stehen, um auf den Bildern den Goldfinger einer genauen Revision zu unterziehen. Er ist glatt — kein Ring zu entdecken. Zu seiner sichtslichen Befriedigung, denn der Freund einer Verlobten möchte er nicht sein wollen, um nicht die Eifersucht des Bräutigams zu erregen, und weil eine Braut auch viel zu sehr mit sich selber und dem Zukünftigen beschäftigt ist, um eine so aufmerksame, theilnehmende Freundin zu sein, wie er sich dieselbe denkt und wünscht.

Nun muß er sich aber doch in die Musikaufführung begeben und schreitet weiter. Kaum erhebt er die Augen, als sein Blut in Wallung geräth, sein Herz zu klopfen beginnt. Das Schicksal ist wirklich so gefällig, das Stück, das immer interessanter wird, fortspielen zu lassen. Da zieht es schon den Vorhang des zweiten Actes auf. Denn jene schlank, mittelgroße Dame, die mit einer sehr starken gleichfalls dem Concertsaal zuzustreben scheint, das könnte sie sein, muß sie sein. Einfach, doch elegant gekleidet, leicht und anmüthig dahingleitend, ohne den Kopf rechts oder links zu wenden — er wollte darauf schwören, daß sie es ist und beschleunigt seinen Gang zum raschesten Tempo. Jetzt hat er sie erreicht, ist dicht neben ihr und neigt sich in der Hast und Erregung tiefer vor, als es die Schickslichkeit erlaubt.

(Schluß folgt.)

Der erste weibliche Zahn doctor.

Die erste Dame, welche sich wissenschaftlich und amtlich das Recht erworben hat, sich Doctor zu nennen, ist die Russin Madame de Swiderska, eine geborne Lithauerin. Schon als Kind mütterlos, fiel sie der sorgfältigen Erziehung und Pflege ihres Vaters, eines berühmten Militärarztes und Generals anheim. Bereits im sechszehnten Jahre vermählte sie sich mit dem Grafen von Swiderska, einem höheren Staatsbeamten

ohne Privatvermögen. So entschloß sie sich bald, für ihren Sohn möglichst selbst ein Vermögen zu erwerben und studirte deshalb eifrig Naturwissenschaften, besonders Medicin, na-

des damals in Amerika befindlichen Großfürsten Alexis eine Empfehlung an das Consulat zu verschaffen wußte. Nach heroischer Ueberwindung vieler Schwierigkeiten stellte sich die

figes Mitglied gewesen. Sie studirte fortan täglich von sieben Uhr Morgens bis Mitternacht und lernte die ihr bisher unbekannt englische Sprache mit dem bekannten slavischen Ta-



Risette.

Originalzeichnung nach seinem Gemälde von Otto Erdmann.

mentlich Zahnarzneikunde, die in Rußland noch ziemlich unbekannt sein soll. Die berühmtesten Zahnärzte dort wie anderswo sind meist Amerikaner.

Nachdem sie unter ihres Vaters Leitung in Petersburg gelernt, was überhaupt dort auf diesem Gebiete zu lernen war, versuchte sie in Berlin sich weiter auszubilden, erfuhr aber hier, daß nur Amerika die wahren Schulen für Zahnarzneikunde bieten könne. So begab sie sich rasch im October 1873 nach New-York, wo sie sich durch gütige Vermittelung

in einem fremden Welttheile allein stehende junge Dame den Herren der Akademie für Zahnchirurgie vor und bat um Aufnahme, die anfangs verweigert ward, weil das weibliche Geschlecht überhaupt ausgeschlossen war. Durch Eifer und Ausdauer wußte sie sich jedoch die Vergünstigung des Zutritts zu erwirken, doch nur mit der Bedingung, daß sie sich allen betreffenden Pflichten unterwerfen müsse. Die Herren Professoren überzeugten sich zu ihrer Ueberraschung schnell, daß sie bereits so viel wußte, als wäre sie schon zwei Jahre flei-

lente so schnell, daß sie schon nach drei Wochen die Vorlesungen verstand. Ihre Fortschritte wurden nun so rasch und gründlich, daß sie schon nach einigen Monaten ihr Zahn doctor-Examen bestand und damit das erste weibliche Diplom, das je irgendwo ausgestellt ward, erhielt. Vor ihrer Rückkehr reiste sie in Amerika herum, ward dem Präsidenten in Washington vorgestellt und mit den verschiedensten berühmten Persönlichkeiten bekannt. In New-York wurde sie in höheren gesellschaftlichen Kreisen als Phänomen bewundert, aber ver-

gebens zu überreden versucht, ihre Praxis in Amerika selbst zu üben. Sie folgte im Frühlinge vorigen Jahres dem unwiderstehlichen Zuge nach der Heimath und hielt sich nur kurze Zeit in Berlin auf, wo sie von Vater und Gatten empfangen und nach Petersburg geführt ward.

Madame de Swiderska erschien jetzt in ihrem fünfundzwanzigsten Jahre noch ganz in den Vorzügen der Jugend und Weiblichkeit. Sie erregt sich eines großen, graziösen Wuchses, einer brillanten Hautfarbe, sensitiven Mundes, tiefblauer Augen und einer besonders bewundernswürdigen Prachtfülle braunen Haares, so daß sie auf dem Schiffe und auf dem Lande allgemein als la dame Russe aux longues tresses bewundert ward. Wir wünschen ihr den besten Erfolg in ihrem heldenmüthig erkämpften Wirkungskreise und hoffen, daß sie ihr Ideal, sich ärztlich verdient zu machen, ohne die Pflichten des Weibes und der Mutter zu vernachlässigen, verwirklichen möge. Damit wird sie der Welt auch beweisen, daß die wahre Emancipation des weiblichen Geschlechts nicht in Befreiung von den Pflichten des Lebens, sondern umgekehrt in voller Theilnahme an den Lasten und Verantwortlichkeiten desselben besteht.

Schließlich bemerken wir, daß ihr wahrscheinlich eine Berliner Dame in Erwerbung des Zahnärztortitels vorgegangen ist. Eine Berliner Zahnärztin wenigstens hat sich in dem berühmten Institute zu Philadelphia gründlich für ihren Beruf vorbereitet und wahrscheinlich ebenfalls den Doctorortitel erworben. Seitdem haben sich mehrere Berliner und andere deutsche Damen nach Philadelphia begeben und werden hoffentlich über ein Kleines als ordentlich promovirte Doctoren für eine glückliche Praxis zurückkehren. Da gesunde und schöne Zähne immer seltener werden und doch zu den unerlässlichsten Bedingungen der Gesundheit und Schönheit gehören, kann man sich nur freuen, daß die Zahl tüchtiger Anheilverhüterinnen und Heilkünstlerinnen auf diesem Gebiete sich immer noch vermehren wird.

H. B.

### Lizette.

Ein Wort nur, reizende Lizette,  
Warum Du immer mir entfliehst  
Und doch an unsichtbarer Kette  
Mich überallhin nach Dir ziehst!  
Denn daß ich liebe Dich unsäglich,  
Weißt kleiner Schelm Du ganz genau;  
Nur Deinethalben komm' ich täglich —  
„Das sagen Sie der gnäd'gen Frau!“

Hm, die Frau Kriegsrath ist wie Wen'ge,  
Ein starker Geist, ein hoher Sinn —  
Du weißt, daß ich der unterthän'ge  
Bewunder Deiner Herrin bin.  
Du aber bist ein süßes Schätzchen,  
Ein Rosenstrauch im Morgenhau,  
Und hat Dein Herz für mich ein Plätzchen,  
So mach' ich Dich zur gnäd'gen Frau!

„Dasselbe sagt Ihr Neffe täglich,  
Doch glaube ich dem Schlingel nicht.  
Sie freilich ehre ich unsäglich,  
Und bände mich nicht andre Pflicht —  
Nein, meinem Fritz das Herz zu brechen —  
Er ist so weich — er scheint nur rauh —  
O lieben Sie mich wirklich, sprechen  
Für Fritz Sie mit der gnäd'gen Frau!“

### Clavierspiel und Musikstudium.

Von H. Ehrlich.

V. Beethoven.

Es ist über Beethoven, über sein Leben, sein Wirken, seine Bedeutung als Mensch und als Künstler, besonders als Anreger einer ganz neuen Richtung in der Musik, \*) so unendlich viel geschrieben worden, daß ich die freundliche Leserinn um Erlaubniß bitte, über Alles, was nicht in directer Beziehung zu dem Studium der Werke des hehren Meisters gehört, mich so kurz als möglich zu fassen. Warum Beethoven soviel mächtiger auf uns wirkt, als alle andere Componisten, warum seine Compositionen jene so ganz eigenthümlichen, mit andern gar nicht vergleichbaren Stimmungen erzeugen, die zwischen fast schmerzlicher Aufregung, Erhebung, traumhaftem Versinken in uns selbst und Aufschwung zu den höchsten Ideen wechseln, werde ich darzulegen versuchen und vor Allem von Beethoven's musikalischen Kunstwerken, von seiner Art des Schaffens, wie sie sich in der Behandlung der Form zeigt, von seiner Entwicklung der musikalischen Ideen sprechen. Denn erst aus diesen heraus entwickeln sich dann alle die verschiedenen unbewußten Regungen, die sich zu Stimmungen verdichten und dann von uns als diese oder jene Geistesrichtung bezeichnet werden.

Wenn man die Themata Beethoven's in seinen Sonaten mit denen Haydn's und Mozart's ihrem Baue nach vergleicht, so findet man, daß die meisten derselben schon im Anfange in viel schärferer Bewegung erscheinen, daß die kleineren rhythmischen Gegebenen, die Verzierungen, Triller u. s. w. eine viel einschneidendere Wirkung üben, weil sie mit dem Thema charakteristisch verwebt sind, daß auch immer der sogenannte Seitensatz — das zweite Hauptthema, das in der Mitte der ersten Hälfte des Satzes erscheint, um vor dem Schlusse wiederzukehren — bestimmter, unabhängiger und in schärferen Umrissen auftritt, als bei den oben genannten großen Tonmeistern. Beethoven gibt in seinen Durchführungen des Thema fast immer ein neues Bild, es tritt mit neuen Accenten und Begleitungs-Figuren auf, und besonders vor dem Wiedereintritt des Thema in die Haupttonart läßt er irgend eine neue bedeutungsvolle vorbereitende Phrase erklingen, wodurch die Wirkung jener Rückkehr aufs höchste gesteigert wird. So

auch läßt er am Ende des ersten Satzes fast immer die Hauptthemen wieder mit irgend einer Aenderung erscheinen; als Beispiel führen wir hier nur die Sonaten in g und es (op. 31) an, in welchen die heiteren Weisen der Hauptthema in bezaubernderer Widerspiegelung auftauchen, und den ersten Satz der F-moll-Sonate (op. 57), in welcher nach dem packenden leidenschaftlichen Anflange an dem Nebensatz (zweites Thema) der gebrochene Accord, aus dem das erste Thema gebildet ist, hinabsteigt in die Tiefe, und im pp. endigt, eine Wirkung, die jeder Beschreibung spottet! Die Musikfreundin, welche diese Beethoven'schen Eigenthümlichkeiten erforschen will, wird sie fast überall finden. Gehen wir nun in unserer Analyse der Beethoven'schen Form weiter, so treffen wir in dem Adagio und in der Behandlung des Scherzo noch viel weiter greifende Neuerungen und Wirkungen. Bei Haydn ist das Adagio noch der Satz der ruhigen Bewegung, die selbstverständlich gefühlvollen Vortrag nicht nur nicht ausschließt, sondern verlangt, bei der aber jedes leidenschaftliche Accentuiren, alle plötzlichen Uebergänge in der Tonfärbung vermieden werden müssen. In Mozart ist der Fluß der Melodie, schon ein bewegter, auch die künstliche Form der Durchführung verlangt öfters ein stärkeres Hervortreten (Accentuiren) der einen oder anderen Stelle. Bei Beethoven aber findet sich, selbst schon in den Adagio der leichteren Sonaten (wie D-dur op. 10 und Es-dur op. 7) ein unendliches Vertiefen in breit angelegte Sätze, welche große Entfaltung musikalischer Declamation verlangt. So auch bedingen die jähen Uebergänge sowohl in den Accorden, als auch in den Stärkegraden — vom f. unmittelbar ins p., auch die fz. auf falsche Tacttheile, oder auf einzelne in der Mitte der Stimmführung liegende Töne, eine sehr bedeutende Ausbildung des Anschlags, der geeignet sein muß, die verschiedenartigen Färbungen wieder zu geben. Und wie Beethoven das Scherzo handhabt, wenn er darin die verschiedenartigsten Rhythmen entwickelt, darüber belehrt ein einfaches Durchspielen des 3. Satzes der Sonate op. 7 mit seinem wunderbaren Minore, ein Vergleich derselben mit Mozart'schen und Haydn'schen ähnlichen Sätzen besser, als alle meine Ausführungen vermögen. Aber nicht bloß an den Anschlag, auch an die Fingerfertigkeit stellen die Beethoven'schen Clavierwerke viel höhere Ansprüche, als die Haydn's und Mozart's. Schon die ersten Sonaten op. 2 enthalten Stellen (wie z. B. das Trio des Menuetts der F-moll-Sonate und die Triolen in gebrochenen Accorden im 1. Satze der A-dur), welche die Schwierigkeiten der vorher genannten Werke weit hinter sich lassen. Und daß die späteren Sonaten nicht bloß Fondichtungen der höchsten geistigen Sphäre, sondern auch sehr schwierige glänzende Concertstücke sind, beweisen die Programme vieler Virtuosen, die weit entfernt, den geistigen Inhalt, die musikalischen Ideen und die organische Entwicklung dieser Wunderwerke wiedergeben zu können, dieselben doch vortragen, weil dieselben auch zu den großen „Effect“-Stücken gehören, und mit den schwierigsten Läufen, Trillern und Doppelgängen ausgestattet sind. Von den letzten Sonaten (op. 101 u. s. w.) werde ich noch später sprechen, jetzt aber den Variationen Beethoven's, und dann seinen Symphonien und Quartetten, die ja durch die Uebersetzungen für das Clavier Gemeingut geworden sind, einige Betrachtungen widmen. Die Variation ist eine Form, die Beethoven mit Vorliebe verwendet, und der er auch eine ganz andere Bedeutung gegeben hat, als die sie vor ihm besaß. Bei Mozart finden wir die Variationen in der lebenswürdigsten und wohlfeil tönen den Weise in seiner A-dur-Sonate (mit dem Finale alla Turca), aber sie ist überall die wirkliche Variation, d. h. die Veränderung eines Themas nach ihrem melodischen und harmonischen Inhalte. Bei Beethoven jedoch ist die Variation die Verwendung eines und desselben musikalischen Gedankens zu verschiedenartigen ganz selbstständigen Sätzen. \*) Schon die Sonate op. 26 (As-dur) zeigt diese Entwicklung — wer kann die 3. und 4. Variation mit dem vergleichen, was bis dorthin als Variation galt? Aber die späteren Werke, die Variationen in F-dur op. 34, die in Es-dur op. 35, namentlich aber die in den Sonaten E-dur op. 109 und C (op. 111), endlich die ganz unvergleichlichen, unbegreiflichen über den Diabell'schen Walzer, diese fünfunddreißig merkwürdigen Genrebilder über ein ganz einfaches Walzer-Motiv zeigen, in welcher wunderbarer Weise Beethoven diese Form handhabte; er erscheint hierin wie ein großer Dichter und Denker, der über einen allbekannten Gegenstand die originellsten, merkwürdigsten Betrachtungen anstellt. Auch in den Andante seiner Quartetten und Symphonien hat Beethoven die Variationenform fast immer angewendet; wenn er auch nicht von einander getrennte Tonstücke über ein und dasselbe Thema componirte, so läßt er doch das Hauptthema immer in einer andern Figur erscheinen — ich weise hier zuerst auf die Adagio der C-moll- und der A-dur-Symphonie hin, weil diese beiden wohl jeder Dilettantin am besten bekannt sein dürften; auch der Trauermarsch in der Eroica, das himmlische Andante der B-dur, und das hohe Mysterium-Adagio der neunten bewegen sich in der Variationsform, d. h. das Thema erscheint nach jedem Zwischenfalle in einer anderen musikalischen Figurirung. Nach Beethoven haben noch andere große Tonmeister die Variation in der von ihm zuerst geschaffenen geistigen Bedeutung angewendet, Schubert, Mendelssohn, Schumann, der letztgenannte ist ihm am nächsten gekommen.

Was ich über den Bau, über die Entwicklung der Ideen in den Sonaten gesagt habe, gilt in noch viel höherem Grade von Beethoven's Symphonien und Quartetten. Namentlich die erstgenannten bieten in dieser Entwicklung Momente, welche den Grenzstein künstlerischer Phantasie und Schaffenskraft zu bezeichnen scheinen: Wenn die Themata in allen möglichen Formen und Wendungen vorgeführt worden waren, wenn sie immer mehr und mehr gewachsen sind, wenn nun der Flug der Phantasie auf seinem Höhepunkte angelangt scheint, und der Schluß des Satzes unmittelbar erwartet wird, da mit einem Male taucht ein kleiner aus dem Hauptthema genommener Satz auf, zu ihm gesellt sich ein zweiter, die beiden verbinden sich, das wächst und wächst immer größer und hehrer, bis endlich der Meister sagt: „Nun ist's genug der Macht und des Glanzes, nun mag ich enden!“ So ist's am Schlusse der Eroica, wo die drei Wiederholungen des Themas in es, des und c einen neuen Abschnitt vorbereiten (und im

Adagio die kleine Unterbrechung durch den Satz in des kurz vor dem Ende!) so in der 4., in der 5. (wo auch im Finale nach den Accorden, welche den Schluß herbeizuführen scheinen, mit einem Male der Satz aus dem Thema erscheint:



und an ihn sich eine ganz neue Periode anschließt), so in der 7., 8. und endlich in der 9., wo der Schluß bis zu dem furchtbaren Tremolo eines Recapitulation sämmtlicher vorher erklangener Ideen bildet! Das gleichzeitige Erklingen mehrerer Motive, die ganz zu einander gehören, ineinander verfließen und doch auch selbstständig erscheinen, ist eine jener Ur-Beethoven'schen Eigenthümlichkeiten, deren überwältigenden Macht keiner sich zu entziehen vermag, und die auch nach ihm nie mehr wieder erschienen sind. Das Erforschen dieser Eigenthümlichkeit, die Erkenntniß, wie das Alles doch nur aus dem rein künstlerischen Organismus hervorgeht, ohne Zuthat von voraus gefaßten, nicht musikalischen Gedanken, ist eine der schönsten Aufgaben des Studiums Beethoven'scher Werke, doch muß ich hier wiederholen, was ich schon öfters ausgesprochen habe, daß manche Schönheit auch der gebildeten Dilettantin ohne den Beirath eines tüchtigen Musikers nie ganz klar werden dürfte. Das gilt in noch höherem Grade von den Quartetten; man könnte allenfalls die ersten sechs annehmen, deren Bau klar und durchsichtig ist, und in mancher Hinsicht noch den Einfluß Mozart's bezeugen; aber von den drei großen Quartetten op. 59 angefangen bis zum letzten, dem 16., ist keines, das nicht in seinen Tiefen Schätze birgt, die nur dem Auge des kundigen Forschers offen liegen. Und hier muß ich die Gelegenheit ergreifen, um von einigen der größten Werke des Meisters zu sprechen, die gar arge Mißverständnisse und sonderbare Theorien in die Welt gerufen haben: Die letzten Sonaten op. 106, 109, 110, 111, die letzten sechs Quartette und die neunte Symphonie mit Chören. Diese Wunderwerke sind vielfach als der Wegweiser zu einer neuen Aera der Musik bezeichnet worden, in welcher das, was vor ihnen existirte, als schöner, aller Anerkennung und Bewunderung würdiger Uebergang, aber nicht mehr als unseren Empfindungen ganz entsprechend, geschweige denn noch als Vorbild zu betrachten ist; daher auch Alles, was nach ihnen componirt worden ist und nicht auf dem von ihnen gezeigten Wege wandelt, höchstens von Talent zeugen, aber keinen Anspruch machen kann, als Kunstwerk unserer Zeit und der Zukunft zu gelten. Die Musik dürfte jetzt nur noch Gefühle darstellen, wie sie der Componist im voraus empfunden und durchdacht hat, der unmittelbare Fluß der naiven Empfindung — der nur zur „absoluten“ Musik führt — ist verwerflich. Ich kann mich hier über die Frage: ob die Musik Empfindungen überhaupt darstellen kann und soll, unmöglich aussprechen, weil diese Frage eine Abhandlung für sich und zwar eine sehr gründliche verlangt; ich kann hier nur andeuten, daß die Musik — wie die Geschichte aller großen Tonkünstler beweiset — vor Allem aus einer ganz speciellen Begabung entspringt, die sich sehr früh zeigt, lange Zeit mit dem Gemüthsleben ganz und gar nichts zu thun hat, nach und nach zur Künstlerschaft heranreicht, daß sie, sobald sie zum Kunstwerk führt, wie jede andere Kunst, ein höheres Gemüthsleben verlangt, aber vorzugsweise eine rege Phantasie und Elasticität der Nerven verlangt, daß aber die Theorie von ihrem unmittelbaren Ursprung aus dem Gemüthsleben und von der daraus erfolgenden Darstellung bestimmter Gefühle einer wissenschaftlichen Prüfung nicht Stand halten. Geist und Gemüth sind, wie gesagt, zu jedem Kunstwerke nöthig, die Art ihres äußeren Ausdrucks ist natürlich verschieden, je nach der Art des Materials; da die Musik keinen äußerlichen Gegenstand darstellt wie die bildende Kunst, keine Begriffe und bestimmt ausgesprochenen Gedanken-Zustände wie die Dichtkunst, da sie vor Allen nur musikalische Ideen darstellt (selbst in der Oper, wo zuerst der Musiker da sein muß, der eine gute Oper componiren kann), so ist natürlich sehr viel Spielraum zu den weitest greifenden Auslegungen gegeben, die aber alle an den Vorbedingungen der Entstehung des musikalischen Kunstwerkes kein Jota ändern können. Und nach dieser Abschwärzung lehre ich zu den letzten Sonaten und Quartetten zurück. In manden derselben hat der hohe Meister öfters die Form ganz aufgegeben und dem Fluge seiner Phantasie freies Spiel gegeben, daher sind sie, wie z. B. die Sonaten op. 101, 109, 110 und 111, wie die Quartette in Es-dur, B-dur und Cis-moll, unbeschreiblich schöne Phantasiestücke für Clavier und Streichinstrumente, aber keine Sonaten und Quartette. Die Töne, welche der Meister in op. 101 und in dem Cis-moll-Quartette erklingen läßt, sind einer Sphäre des musikalischen Denkens entnommen, die wir fast nur ahnen können, aber der Form nach verhalten sie sich zur Sonate und zum Quartette wie — Goethe's Faust zum Drama. Auch in diesem Werke begegnen wir Gedanken und Schilderungen, die kein anderes aufzuweisen hat, aber es ist kein Drama, sondern ein dramatisches Gedicht. Nun ist zwar noch keinem noch so begeisterten Verehrer Goethe's eingefallen, die Form des Faust als das Drama der Zukunft zu bezeichnen, aber in der Musik sehen wir an sehr vielen Compositionen der Neuzeit, daß wirklich die Sonaten Beethoven's, in welchen die Form am wenigsten eingehalten ist, als die Muster betrachtet werden. Daß der hehre Meister auch innerhalb der Form die höchsten Gedanken zu entwickeln vermochte, hat er gerade in der sogenannten „Miesonsone“ op. 106 und in der neunten Symphonie bewiesen. In beiden sind die ersten drei Sätze nur länger und breiter angelegt, aber in ihrem inneren Baue sind sie vollkommen thematisch und organisch entwickelt. (Das Scherzo der neunten, so phantastisch es klingt, ist ganz ungläublich fest gegliedert.)

Wenn die Fuge in op. 106 nicht mehr dieselbe Wirkung erzielt, wie die andern Sätze, so ist es einerseits, weil einerseits das Adagio die ganze Aufmerksamkeit und Empfänglichkeit des Zuhörers in Anspruch genommen und erschöpft hat, und weil andererseits die Fuge selbst entschieden zu lang ist und trotz einzelner wunderbarer Stellen weniger Wohlklang bietet. Um nicht mißverstanden zu werden, will ich gleich bemerken, daß ich unter Wohlklang bei einer Fuge nicht etwa harmonisches Zusammenklängen verstehe — obwohl Wach und Händel unendlich viele Fugen geschrieben haben, die bei höchster contrapunktischer Kunst auch wirklich schön klingen — sondern daß das geübte Ohr und Auge überall den Gang der

\*) Wir werden später auf diesen Punkt zurückkommen.

\*) Selbstverständlich kann von den kleinen Gelegenheits-Variationen über kleine Modethemata ihrer Zeit hier nicht die Rede sein.

Stimmen verfolgen könne, daß ihm der Ideengang jeder einzelnen klar bleibe, und die Härten dadurch weniger schroff erscheinen. Aber in jener Beethoven'schen Fuge kommen solche Härten vor, ohne daß sie durch solchen contrapunktischen unabhängigen Gang der einzelnen Stimmen begründet wäre, sondern manchmal nur im jähen Wechsel der Accorde und im kühnen Aufstürzen der Harmonien, dabei ist sie entschieden zu lang; man kann sie ebensovienig übersehen, als man zwei gothische Dome zu gleicher Zeit genau prüfen könnte. Was nun das Finale der „neunten“, den „Chor an die Freude“ betrifft, so gestehe ich ganz aufrichtig, daß ich bei aller Anerkennung der Bedenken gegen dieses Herausstreiten aus der Symphonie doch zu den unbedingten Anhängern des Satzes selbst gehöre; wo solche unermessliche Gedanken vorgeführt werden, da hört das Recht des formalen Abmessens auf. Aber — wohl gemerkt! nur solche Gedanken haben das Recht, den gewöhnlichen Maßstab von sich zu weisen, sie wollen aber auch nur für sich bestehen und nicht etwa als Regel gelten! Dante's „divina commedia“, Michel Angelo's „Jüngstes Gericht“, Goethe's „Faust“ und Beethoven's letzte Sonaten-Quartette sind für sich bestehende unerreichbare Schöpfungen. Die Meister sagten: „So mache ich's — und nicht Ihr!“ — aber Schule machen wollten sie gewiß nicht!! Und wenn daher Ideen, die ganz gut in einem Rahmen der gebräuchlichen Form Platz hätten, in ungewöhnlicher Form vor uns gebracht werden, bloß damit sie originell erscheinen, so bemerken wir dagegen: Lieber Künstler, was Du uns zu sagen hast und sagen kannst, das läßt sich viel einfacher geben, ohne all den großen Aufwand von Mitteln! Und felsam ist noch lange nicht originell. Wenn ein Mann einen ganz blauen Anzug und dazu noch einen blauen Hut trägt, so ist das jedenfalls recht seltsam, aber originell ist es noch lange nicht! denn originell ist nur der, der das schafft, was ein Anderer nicht in dieser Weise schaffen kann, nicht der, der eben thut, was Anderen überhaupt gar nicht in den Sinn kommt, thun zu wollen! Ich glaube nun zur Genüge den Standpunkt erörtert zu haben, von welchem Beethoven's letzte Werke betrachtet werden müssen. Gar viel könnte ich noch sagen über seine beiden Messen, über seine Trio, Sonaten für Clavier und Violine, von seinen Liedern (Mignon!), seiner Cymont-Musik, von den „Ruinen von Athen“ und besonders seinem „Fidelio“, dessen zweiter Act für mich noch eine Art von Zukunftsstück ist, d. h. eine solche, welche von der Nachwelt erst noch recht gewürdigt werden wird (die Scene, in welcher Leonore und Rocco das Grab für Florestan graben, hat nicht ihres Gleichen!) — aber dann würde ja dieser Aufsatz zum Buche, und ich will ja nicht weiträufig analysiren und nur aufregen zum richtigen Musikstudium.

### Heitere Gesellschaften.

(Schluß.)

Aber auch diese Orden blieben wieder weit zurück hinter ihrem Urbilde: das war der von dem Grafen Adolf zu Cleve mit dem Grafen von Neurs schon im Jahre 1381 gestiftete große „Narren-Orden in Cleve“, wovon der Stiftungsbrief mit 36 Siegeln in Kapiteln noch heute im Archive zu Cleve liegt. Zweck des Ordens war Humor und Freundschaft. Das Zeichen, welches die Mitglieder, unter denen jede Ranges- und Standesungleichheit wegsiel, auf ihren Kleidern gefickt trugen, stellte einen Narren vor, der eine halb rothe und halb von Silber gefickte Kappe mit goldenen Schellen, gelbe Weinleider und schwarze Schuhe hatte und eine vergoldete Schale mit Früchten in der Hand hielt. Diese sollte die besondere Liebe, die einer für den anderen hegte, bedeuten. Alle Jahre versammelte sich die Gesellschaft am ersten Sonntag nach Michaelis, in einem besonders dazu bestimmten Hause und blieb acht Tage versammelt; wer das Abzeichen nicht trug, mußte eine Geldstrafe erlegen, eben so wer fehlte. Dabei war am Dienstag ein Gottesdienst in der Kathedrale für die Verstorbene und am Freitag ein Verköstigungsfest; denn Mitglieder, welche in Freundschaft gerathen waren, mußten sich vor Sonnenanfgang dem Hofe, der aus dem Könige und sechs Rathsherren bestand, präsentiren und vor Sonnenuntergang wieder ausführen.

Höchst wahrscheinlich aus einer Nachahmung dieser Verbrüderung entstand diejenige, welche um 1454 zu Dijon unter dem Namen „die Infanterie von Dijon“ sich einen Namen machte. Sie war eine förmliche Carnevals-Gesellschaft ganz ähnlich denen unserer Tage. Die Mitglieder trugen Kleider von dreierlei Farben, grün, roth und gelb, Mützen von denselben Farben mit Schellen, dann in der Hand Narrenstöcke (sogenannte Marotte) mit einem Narrentopf statt des Knopfes. Das erwählte Oberhaupt, welches sich statutenmäßig durch gute Gestalt, gefällige Manieren und — durch Rechtschaffenheit auszeichnen mußte, hieß die Narren-Mutter, la mère folle, und hatte einen zahlreichen, ganz vollständigen Hofstaat, mit dem alljährlich Hoffeste gefeiert und solenne Aufzüge veranstaltet wurden. Diese Gesellschaft ist die erste, welche ein besonderes Narren-Examen einführt; der Fiscal examinierte unter dem Präsidium der Narrenmutter in Versen; der Candidat mußte in Versen antworten. Nach bestandener Prüfung sekte man ihm die dreifarbigte Kappe auf und dotirte ihn mit allerlei eingebildeten Renten. Bei Vergehen dictirte die Narrenmutter beliebige Strafen, meist eine Geldbuße oder das Austrinken einer Menge von Gläsern voll Wasser. Erschien der Angeklagte nicht, so schickte man sechs Mann auf Execution, die sich im nächsten Gasthause kostbar bewirtheten ließen, bis er der Strafe Genüge gethan. Man nahm seine Tapeten ab, verkaufte seinen Hausrath, ohne daß eine Appellation stattgefunden hätte. Die Gesellschaft muß argen Ausschreitungen verfallen sein, denn 1630 löste ein strenges königliches Edict sie auf. Dasselbe ist noch vorhanden.

Frankreich war überhaupt groß in Erfindung und Organisation derartiger komisch-geistreicher Gesellschaften. Außer den genannten erwanden sich „das königreich Bajoche“ und unter Ludwig XIV. das „Regiment der Calotte“ großen Ruf; wir erwähnen ihrer nur oberhin, weil sie wieder weit überholt wurden von der bekannten babinischen Republik in Polen. Sie wurde lediglich zur Förderung einer humoristischen und witzigen Unterhaltung errichtet unter König Sigismund August II. im Jahr 1568 von Lubliner Edelleuten auf dem dem Starosten Pomka gehörenden Landgute Babin. Baba bedeutet im Polnischen ein altes Weib und Babine, was ihm

zugehört oder anhängt, und so gab denn der Name schon Anlaß zu allerlei Spottereien und komischen Einfällen. Genio die Organisation: eine vollständige Staats-Verfassung mit allen nur erdenklichen Aemtern, bei deren Besetzung die Sonderbarkeiten, Blößen und Verstöße, wodurch Jemand hervortrat, maßgebend waren nach dem Principe: Lucus a non lucendo.

Solche förmlich mit großen Siegeln versehene Aufnahme-Patente wurden mit feierlichen Ceremonien übergeben. Diese lächerliche Republik erhielt bald einen so bedeutenden Umfang, daß unter den höheren Reichsständen man selten Jemand fand, der nicht ein Amt darin bekleidete. So kam die Sache endlich vor den König, der wohlgefällig den Starosten der Republik fragte, ob sie auch einen König hätten. Dieser, eine wunderliche Persönlichkeit, mit beständig jovialer Laune, antwortete geistesgegenwärtig: „Fern sei es von uns, Allergnädigster Herr, daß wir, so lange Sie leben, einen anderen König wählen sollten; Sie sind auch unser Oberhaupt.“ Die Majestät nahm die Antwort gnädig auf. Weil jedes Lafter, jede Schwachheit der Lächerlichkeit preisgegeben wurde, so ward die babinische Republik in kurzer Zeit der Schrecken, wie die Bewunderung und selbst der Zuchtmeister der polnischen Nation und gewann eine wirkliche politische Bedeutung. Ganz im Gegensatz zu diesen Vereinen in Frankreich und Polen, wozu Staat und Kirche die Formen liehen, entfaltete sich in Italien das Ordenswesen. Hier war es das Künstlerleben, welches auf diesem Felde die üppigsten Blüten trieb. Von vielen Beispielen nur zwei, die höchst originellen gastrophischen Gesellschaften „vom Kessel“ und „zur Kelle“, welche der Florentiner Bildhauer Giovanni Francesco Rustici, im Verein mit dem berühmten Andrea del Sarto, Domenico Pulgio und anderen Künstlern von Ruf stiftete. Der erstgenannte Club bestand aus zwölf Mitgliedern, von denen jeder aber vier Gäste zu den Abendunterhaltungen mitbringen durfte. Jeder Erscheinende mußte ein gut erdachtes und gut zubereitetes Gericht dem Vorsteher abliefern, der es nach Gutdünken einem darreichte und dafür dessen Schüssel eintauchte und rund gehen ließ. Alle genossen von Allem. Wer aber das Unglück hatte, sich in der Erfindung eines Gerichtes mit einem anderen zu begeben und dasselbe rund gehen ließ, verfiel in Strafe.

Begreiflicher Weise blieb das lustige Old-England auf diesem Gebiete nicht hinter den übrigen Culturvölkern zurück. Hier sei nur der berühmte Traveller-Club erwähnt, den Sir Francis Dashwood, später zum Lord Le Despenser und unter Bute zum Kanzler der Schatzkammer ernannt, stiftete. Der Club bezweckte zunächst Unterhaltung und Humor, vorzugsweise aber die Austauschung wirklich erlebter Reise-Abenteuer. Außerdem fröhnte er allen Lebensgenüssen, und nur eine Satire auf die mönchische Aскеse war es, daß die Mitglieder in Mönchstracht erscheinen mußten.

Um nach Deutschland zurückzukehren, so war es wirklich charakteristisch, daß fast alle seine großen und gelehrten Männer eine solche Vorliebe für ein derartiges Vereins- und Ordenswesen hegten. Von Friedrich dem Großen wissen wir, daß er als Kronprinz in Rheinsberg einen geheimen Ritterbund stiftete, der zwölf der Edelsten im Lande umfaßte und dessen Patron der unvergleichliche Bayard war, der Ritter ohne Furcht und Tadel. Friedrich selbst führte den Bundesnamen le constant, der Beständige, das Abzeichen war ein silbernes Kreuz mit grünem Banden um der Brust getragen, mit der Umschrift: F. C. P. Friedericus Constans, Princeps. Es wird uns davon noch jetzt auf der Berliner Kunstammer aufbewahrt. Goethe gehörte fast sein ganzes Leben hindurch mehreren derartigen Orden an. Schon in Weimar fand er einen lustigen Kreis vor, der sich „die Tafelrunde“ nannte und dessen Genossen sich Ritternamen beileigten, wie St. Amand, der Eigeninnige, Lubomirsky der Streitsbare, Gustaf der Vorsichtige. Begründet war dieser Orden vom braunschweigischen Gefandtschafts-Sekretär von Goué, einem wilden Gesellen voller närrischer Einfälle, nicht ohne einen Anflug von Genie, der sich aber später zu Tod trank. Er selbst führte den Namen Ritter Coucy und taufte Goethe als Götz von Berlichingen.

Bei weitem der geistreichste und deshalb auch der berühmteste aller derartigen Vereine war aber die sogenannte „Ludlams-Gesellschaft“ in Wien. Sie leitet ihren Namen von dem Dohlenschläger'schen Drama: „die Ludlams-Höhle“ ab, welches im Theater an der Wien aufgeführt, Anfangs der 1820er Jahre einer schon bestehenden lustigen Gesellschaft zu nächst Anlaß zu einem lebhaften Kunststreit gab, der, unter Dohlenschläger's Theilnahme fortgesetzt, eine strictere statutenmäßige Organisation zur Folge hatte. Man wählte sich vor Allem ein Oberhaupt unter dem stolzen Titel eines Kalifen, bildete eine Kasse, den sogenannten rothen Fonds, ernannte Professoren verschiedener Facultäten und gründete zur Belebung der Unterhaltung nicht weniger als fünf humoristische Zeitungen! Denn die Blüten der Wissenschaft und Künste und der Theaterwelt in der Kaiserstadt gehörten gar bald der Gesellschaft an.

Die Professoren hatten unter anderem das wichtige Amt die Neuaufzunehmenden zu examiniren, denn nur kraft eines besonderen Examens konnten die Schatten, so nannte man die Aspiranten, Körper werden, d. h. wirkliche Mitglieder. Hatte der Aspirant das Examen bestanden — das Gegenheil ereignete sich nie — so mußten alle Ludlamiten ihre Köpfe in die Hände stützen und fünf Minuten darüber nachdenken, welcher Gesellschaftsnamen dem neuen Körper beizulegen. Es kamen regelmäßig sehr bezeichnende Namen heraus, obschon sie den nicht näher Eingeweihten meist unverständlich blieben. So hieß Töpfer, der bekannte Lustspielsdichter, Geist vom Hafnerberg. Grillparzer: Sophokles der Itrianer; der Dichter Jedlig: Columbus Texturella; Friedrich Rückert: Voran der Geharnischte; Karl Maria von Weber: Agathus der Zieltreffer, Edler von Samiel; Saphir: Wigbold der Rebeller; Louis Kellstab, der auch Mitglied war: Spreesprung der Kühne; Holtey: Hudkei, Schirmherr der Abruzzen. Für die Unterhaltung sorgten, wie gesagt, zunächst fünf Zeitungen: die „Trattnerhof-Zeitung“, so genannt, weil der Kalif im Trattnerhof wohnte; sie war, versteht sich in närrischer Weise, officiellcs Organ — die „Fliegenden Blätter für Wagen und Herz“, redigirt von Lambert; „der Kellerstiger“ und der „Wächter“ beide redigirt von Seitelcs und Saphir u. s. w. Außerdem schrieben die Dichter der Gesellschaft bald Lustspiele, bald Lieder, die Musiker verfaßten Compositionen dazu und Eugen von Stubenrauch machte sich einen Namen durch seine gelungenen Caricaturen. Nachmals wurde ein Preis auf eine Tragikomödie in drei Akten ausgesetzt, wovon jeder

einen anderen Verfasser haben mußte: das Thema lautete: „Wahnsinn und Stockfischfang, oder die Titel in Lebensgefahr.“ Der Gallimathias war bald fertig und die darin vorkommenden Chöre, als Chor der Sardellen, Chor der Ritter, Chor der Stockfische und der Schlußbrunnenschor wurden von Moscheles und Carl Blum componirt. Man kann sich denken, welcher Unfug zu Tage trat. Auf diesen Zweck war eigentlich Alles zugeschnitten. So besaßen die Ludlamiten auch ihre eigene Jahresfeiertheilung, ihren absonderlichen Kalender.

Jahre lang hatte der Verein sein harmloses Treiben fortgesetzt, als es dem Chef der Wiener Polizei, Hofrath Persa, einfiel, in ihm eine geheime staatsgefährliche Verbindung zu entdecken. In der denkwürdigen Nacht vom 26. auf den 27. April 1826 ward das ganze Nest ausgenommen und gegen die Mitglieder eine Unternehmung eingeleitet. Ganz Wien, ja ganz Oesterreich lachte. Die Regierung sah auch gar bald den Mißgriff Persa's ein und befahl die Rückgabe der confiscirten Scripturen, Utensilien und Kassenbestände, beharrte aber gleichwohl, um der wichtigsten Behörde Metternich's doch kein allzu arges Dementi zu geben, auf der Auflösung der Gesellschaft. Die deutschen Regierungen kannten eben dazumal die schöne Wahrheit von Goethe nicht:

Ich liebe nur den heitern Mann  
Am meisten unter meinen Gästen;  
Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,  
Der ist gewiß nicht von den Besten.

### Die Mode.

Unsere Residenz gleicht gegenwärtig einem großen Stationsort für Durchreisende, welche in pflichtschuldigster Schaulust an den Versammlungsorten des gesellschaftlichen Lebens dominiren, während ein Theil der Einwohner „auf grüner Flur“ oder „an fernem Gestade“ Sommerfrische genießt, die Zurückbleibenden aber so viel als möglich die feurigen Geschoße der Hochsommerstage meiden und deshalb ebenfalls zu den Unsichtbaren zählen.

Trotz dieser scheinbaren Zurückgezogenheit von den Schauplätzen des Luxus mehren sich die Aufträge der Kleiderkünstler für die Interessen der eleganten Welt in lebhafter Weise, denn die Mode versteht es vortreflich, ihre Gläubigen zu beschäftigen und es zu keinem Stillstand kommen zu lassen. Die vorjährigen Stoffe, die vorjährigen Dessins und die vorjährigen Schnittformen kennzeichnen aber auch mit unvergleichlicher Indiscrction ihre verjährten Rechte und bedingen eine Umwandlung, deren Mäßen und — Kosten ich mit rücksichtsvollem Schweigen übergehen will. Wer unternehme es aber auch, angeht die der maten Farbenstellungen in durchbrochenen, carrirten oder gestreiften Geweben, bei deren Fabrication man durch die Bereinigung der verschiedenartigen Materialien die glänzendsten Resultate erzielt hat, für die Stoffe der vorigen Saison gleiche Rechte zu beanspruchen.

Vereinzelt starke Kettenfäden aus dunkelfarbiger Seide zwischen corfarbenen Fäden aus flachem Seiden- oder Sammetstreifen getrennt, respective durchkreuzt werden. Zusammengedrehte schwarze und weiße Seidenfäden, welche auf dem durchsichtigen Fond in regelmäßigen Zwischenräumen die wechselnd sich wiederholenden schwarzen und weißen Fäden durchkreuzen, vermitteln hübsche graue, namentlich von älteren Damen bevorzugte Stoffarten.

Dieselbe Methode wird bei den schwarzen Grenadines beobachtet, deren lustige Canevasstreifen von dichten Seiden- oder Sammetstreifen getrennt, respective durchkreuzt werden. Zusammengedrehte schwarze und weiße Seidenfäden, welche auf dem durchsichtigen Fond in regelmäßigen Zwischenräumen die wechselnd sich wiederholenden schwarzen und weißen Fäden durchkreuzen, vermitteln hübsche graue, namentlich von älteren Damen bevorzugte Stoffarten.

Für Gesellschaftskleider empfehlen sich durchsichtige Gewebe von Ganf und rober Seide, mit dichten rosa oder blauen Streifen durchschossen. Ein wahrhaft metallischer Glanz läßt den Stoff wertvoller erscheinen, als er in der That ist, ohne die duftige Wirkung derselben zu beeinträchtigen.

Zur Garnirung dieser und ähnlicher Roben werden Guipüres mit durchlaufenden starken Fäden in der dominirenden Farbe des Kleides verwendet. Leicht aber veritable chinesische Seidenroben in Rosa, Blau, Grau, Braun etc., also den beliebtesten Farben für jedes Alter und für jeden Zweck, sah ich in Originalverpackung (14 Meter für 45 Mark) in dem Magazin von S. Lissauer. Die Roben sind ungewöhnlich weich, mithin für den in dieser Beziehung geforderten Reisetouilette geeignet.

Eine andere Stoffart italienischer Herkunft, Satin romain, erfreut sich bezüglich der weichen Seide in allen Farben und des mäßigen Preises gleicher Vorzüge.

Unter den schweren Seidenstoffen wird der Soie nattée, einem aus zwei Farben bestehenden und wie Fledermaus erscheinenden Gewebe, der Vorzug gegeben, Marineblau und Rosa, Braun und Creme bilden beliebte Dispositionen, welche mit Faule in beiden Farben garnirt, die elegantesten Toiletten ermöglichen.

Neben den Stoffarten bleibt es aber vor Allem die Form der fest anliegenden Roben, welche im Gegensatz zu den noch im vorigen Sommer drapirten Toiletten durch entsprechende Unterleider und zurückziehende Bänder angeschlossen, die Gestalt in der Vorderansicht vollständig eingezwängt erscheinen läßt; die Rückenansicht gleicht aber diesen Mangel durch eine stoffreiche Schleppe und ein oft unbegreiflich complicirtes Schärpenarrangement aus.

Nach einer nur durch die Vortreflichkeit der Corsets zu erklärenden Thatfache kleiden die anschliefenden Kürastalten mit seltenen Ausnahmen sehr gut und lassen ein langes Bestehen voraussehen. Leider bedroht man die Einfachheit der Schnittform durch metallionförmige Ausschnitte, welche unter dem geschlossenen Halsausschnitt der Vordertheile beginnen und bis zu der bekannten Tiefe der herzförmigen Ausschnitte ein Oval bilden, dessen Rand entsprechend garnirt ist. In den Angelegenheiten der Mode gibt es keine Unmöglichkeiten, mithin wird auch die Verneuerung eine günstige Aufnahme finden, wenn den ersten Erscheinungen ein gewisser Erfolg nachgewiesen werden kann.

Die Hüte haben mit der zunehmenden Kopfeite einen gefickteren Platz gewonnen und balanciren nicht mehr, unabhängig von der Form des Kopfes, in zweifelhafter Sicherheit auf den künstlich aufgebauten Haarfrisuren. Die Änere Weite nimmt den größten Theil der Frisur in sich auf: ein Vorzug, der durch die Verneuerung, den Hut auf dem Hinterkopf zu tragen, erreicht wird. Blumen, namentlich kleine Blüten in hellen Farben, aber in großer Fülle garniren den inneren oder oberen Krempeuthel. Als Bindebänder, die im Allgemeinen als überflüssig erachtet werden, sind den leicht chiffonirten Farben aus Tall-Pluflion Fillet-Charpes gefolgt, welche ebenfalls von der Nackenmitte ausgehen und unter dem Kinn, leicht verschlungen, mit langen Franzen abschließen.

Als extravagante Neuheit für den Aufenthalt an der See mag eine Art Matrosenhut Erwähnung finden, der am Nackenrand mit einem gleichfarbigen Filznetz garnirt, als Majanello-Hut eingeführt ist. Rote Ketten unter und Handhelfen oder ein Fingerring am Hande bilden die Garnirung.

Die Fingerringen werden vorzugsweise mit farbigen Stoffstreifen oder Lanquetten ausgeputzt. Diese letzteren sowie Plattfischdecken und Kohnhüte zeigen sich auf allen Stoffarten und den zur Toilette verwendeten auszubehenden Materialien. Selbst die Spitzen werden durch farbige Plattfischpunkte mit der vorherrschenden Farbe der Toilette in Uebereinstimmung gebracht.

Veronika von G.

### Buchstaben-Räthsel.

Von v. H. in Kiel.

O	O	O	E
E	R	R	R
D	D	L	L
N	N	E	E

Das Erste scheint alt und grau  
Im Goethe'schen Gedicht,  
Das Zweite kennst du ganz genau,  
Ein altes Helbengesicht.

Das Dritte sitzt oft tief in Geld,  
Dit stirbt's vor langer Weile,  
Und mit dem Vierten dieser Welt,  
Da hat es keine Eile.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels Seite 219.

S A L A M I  
A D A M I (Atlas)  
L A N D E  
E M D E N  
M I E N E

Correspondenz.

Dr. B. in N. Flecke von Nuss sind aus Glaswaaren durch Steinkohlen- benzin zu entfernen. — Abonnentin in G. Berühmt als Specialist für Halskrankheiten ist Sanitätsrath Dr. A. Tobold, Berlin, Taubenstr. 33. — G. in C. Unverfälschte Essenz aus Citronenschalen und concentrirtem Citronensaft zur Bereitung von Limonade erhalten Sie bei Dr. J. Raumann, Hoflieferant, Plauen-Dresden; eine wohlschmeckende Essenz, welche sowohl das Aroma, als die Säure der Citronen in concentrirtem Zustande besitzt, bei J. Reichelt, Apotheker in Breslau. — W. in P. 1. Blind gewordene Gegenstände aus Schilddrüse zu pugen ist auf S. 69 des Bazar d. J. (Chiffre Eugenie in N.) angegeben worden. 2. Absolut geruchlos vermag man Petroleum, als eine verflüchtbare, riechende Substanz, nicht zu machen, nur den übeln Geruch seiner Nebenbestandtheile vermag die Reinigung zu entfernen. — N. A. in Dr. Syrup aus Rüben wird sich wohl wie andere Sirupe durch Einweich klären lassen; Erfahrungen fehlen uns darüber. — Felsinger- seldeber. Herr Sanitätsrath Dr. Reineke in Berlin, Behrenstr. 6, hat auf galvanoanodischem Wege sicher und schmerzlos Mütteralter fortgeschafft. — F. K. in J. Sogenannte Kaulenzer-Scheeren, welche das Büden nach Gegenständen, die auf den Boden gefallen, eriparen, sind vom Hoflieferanten C. Cohn, Berlin, Hausvogtelplatz 12, zu beziehen. — Margarita und Gita. Eine Anweisung zur Bereitung von Kumpis (Milchwein) ist Bazar 1873, S. 146, angegeben worden. — F. in J. — Kleines Weichen. 1. Vorlagen zu Laubfägearbeiten können Sie durch das Magazin von J. Dalla, Berlin, Marktgrabenstr. 60, beziehen. 2. Der „Dilettant“, illustrierte Zeitschrift für häusliche Kunstarbeiten und Unterhaltungs-Beschäftigungen; München, Verlag von Mey und Wilmayer, Preis jährlich 10 Mark 80 Pfg. 3. Die von uns besprochenen und empfohlenen Japanischen Gardinen (Bazar 1874, S. 291) sind aus eigenthümlichem Papier gefertigt, und daher nicht mit Wasser zu waschen; sie werden unter der Aufsicht erhalten Sie in Berlin in jedem größeren Posamentiergeschäft, z. B. bei Meves, Spittelmarkt. — B. P. in W. Das Stärkemehl der mannichfachen färbeliefernden Pflanzen ist in seinen kleinsten Theilchen, den Stärkemehlglücken, chemisch gleich, physikalisch aber sehr verschieden. Mit Hilfe des Mikroskops kann man die verschiedenen Arten des Stärkemehls an ihrer Form und Größe unterscheiden und mit ziemlicher Sicherheit ihre Abstammung bestimmen. So unbedeutend scheinbar der Größenunterschied der Stärkemehlglücken ist, da er erst unter dem Mikroskop sich messen lässt, so bemerkbar macht sich doch dieser Unterschied bei der Verarbeitung der Stärke in der Praxis, z. B. beim Plätten der Wäsche, selbst in der Küche. Je feiner die einzelnen Stärkemehlglücken, um so feiner die Appretur, um so härter die daraus bereitete Speise. Kartoffelstärke hat fast die größten Körner aller bekannten Pflanzen (eine Cannarstärke besitzt noch größere) und ist daher zum Plätten ganz unbrauchbar. Die kleinsten Stärkemehlglücken besitzt der Reis, daher Reiskörner — vorausgesetzt daß sie unverfälscht war — die allerbeste Appretur gibt, ja, mer die Handgriffe kennt und im „Neuplätten“ geübt ist, bedarf bei Anwendung von Reiskörnern keiner weiteren Zusätze von Wachs oder dergleichen, um die sauberste und glänzendste Plättwäsche zu erhalten. Reiskörner gibt außerdem die feinsten Weichspeisen und die beste Schminke — eben wegen der Feinheit der einzelnen Stärkemehlglücken. — Angehende Zigeunerin in K. — Vertha in G. — L. B. in W. Wir können unmöglich dafür verantwortlich gemacht werden, daß die himmlische Spenderin aller rosigen Wangen und Sommerproffen und braunen Hautfarbe, die Sonne, trotz Sonnenschirm, Glodenhut und Schleier, so unangenehm ist, den Teint zu beschädigen und verschleimen hiermit zum — vorletzten Male, daß es gegen diese durch nichts zu rechtigenden Angriffe der Sonne keine wirksame Abwehr gibt. — F. v. W. in G. Weichen Sie die Tischwäsche vor dem Waschen in lauwarmes, weiches Wasser, mit etwas Salmatgeist versetzt, ein; die fraglichen Flecke werden dann beim Waschen herausgehen. — Fr. Bar. A. v. N. in Z. Wir kennen die Grubenbauischen Eismaschinen nicht, haben auch nicht in Erfahrung bringen können, ob und wo solche fabricirt werden. Kleine Carve'sche Eisapparate werden von der Actiengesellschaft für Eismaschinen (vorm. D. Kropff) in Nordhausen angefertigt. — F. in W. Das Arsenikessen und seine Folgen bei den feinsten Bergbewohnern mag Ihnen als warnendes Beispiel dienen. Die Arsenikesser dort nehmen weißen Arsenik wöchentlich einige

Male nüchtern ein und steigern die Gabe, mit sehr kleiner beginnend, bis zu 4 Gran. Die Wirkung zeigt sich in frischem Aussehen, Wohlbeleibtheit und größerer Ausdauer bei Anstrengungen, besonders beim Ersteigen der Berge. Aber der Arsenikesser ist ein elender Sklave des schrecklichen Giftes geworden; verdammt er, daselbe zu nehmen, so zeigen sich alle Symptome einer chronischen Arsenikergiftung und diese treten auch, da die Gaben langsam aber stetig vermehrt werden müssen, nach Jahren fortwährenden Genusses auf, und führen natürlich zu frühzeitigem Tode. — K. K. in Mecklenburg. Der Psychograph oder Seelenreiber ist ein Apparat, der als Erfindung Einfältiger für Einfältige zur Zeit, als das Tischrücken in Flor war, contruirte und sowohl zum Selbstbetrug als auch Andere damit zu betriegen gebräuchlich wurde. Man stellte sich, und das geschieht zum Theil heute noch, die Seelen Abgeschiedener als eine Art telegraphisch herbei zu rufender Kugel vor, die auf den Willen irgend eines lebendigen „Herrn der Schöpfung“ gehoramt herbeikam, sich machte und wie die Papageien plapperten. — G. Z. Oberösterreich. Wir wissen keine anderen Mittel, als die hundert Mal angeführten. — v. N. Gölitz wünscht eine französische Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung für erwachsene Mädchen. Elegantes Französisch erste Bedingung. Wir geben diesem Wunsch hier Ausdruck, ohne uns selbst darüber zu ärgern, weil uns wahrscheinlich von verschiedenen Seiten durch Erfahrung Bewährtes genannt werden wird. — Emilie in New-York. Sie erhalten das Werk wahrscheinlich antiquarisch. Sehen Sie sich deshalb mit Ihrer Buchhandlung in Verbindung. — Waasleichen und Vergissmeinnicht. Schwinde! — Junge Abonnentin. Jede Buchhandlung kann Ihnen das Gewünschte verschaffen. — H. Der Vers ist wohl richtig, aber — unüberlegbar. — Mary in Danzig. Tausend und eine, rühmlichst keine. — Leone. Die Verluste, die Sie, wie Sie schreiben, durch die Berliner Börse erlitten, wollen Sie durch das Honorar für die Frühlingskänge Ihrer Leier beden? Leider ist Apoll oft ebenso grausam wie Mercur. Gedichte sind augenblicklich bei uns Brief. — C. in O. Eine Frage, die nur mit dem eigenen Herzen zu lösen ist. — Dienädchen. 1. Unmöglich. 2. Gaben wir ja gebracht. 3. Die Hausfrau. 4. Bitte, machen Sie uns die egyptischen Jünglinge und überpannten Mädchen namhaft für ewigen Verbannung aus dem Spalten unseres Reiches. Um Ihrem Wunsch gemäß mit „ganz gereiften Kräften“ zu arbeiten, werden wir den seligen Klopstock zu gewinnen trachten.

Vom Büchertisch. Von Meyer's Reisebüchern, welche dem Touristen classische Führer, aber auch daheim eine ebenso anregende als unterrichtende Lectüre sind, sind uns folgende Bände vor: Rom und Mittel-Italien von Dr. Th. Gell-Jels. Erster Band: Mittel-Italien und die römische Campagna. Mit zahlreichen Karten, Plänen, Ansichten etc. 2. Auflage. Zweiter Band: Rom. 2. Auflage. (Preis beider Bände 18 Mark.) Die Arbeiten von Gell-Jels haben das selbste Vermerkmal das Erfolg und Verdienst sich haben. Der reisende Laie und der gelehrte Kritiker lesen sie jeder aus einem anderen Gesichtspunkt, aber das Urtheil beider trifft sich schließlich auf eins zu: Unübertrefflich. — Coburn machen wir ganz besonders auf die für die reisende acht umgearbeitete und vermehrte Auflage des Meyer'schen Reisebuches: Schweiz aufmerksam. (Führer mit 18 Karten, 7 Plänen, 29 Panor., 22 Ansichten. Geb. 9 Mark.) Die gewaltige Aufgabe, Orientierung des Reisenden in einem Lande mit tausend lodenden Bergen und zahllosen lebenswerthen Punkten, ist durch diese Umarbeitung, wir dürfen wohl sagen, ebenbürtig gelöst. An Reichhaltigkeit, Genauigkeit und Uebersichtlichkeit kommt ihm kein zweites gleich. — Ein anderes Reisetextbuch derselben Verlagsanstalt, Meyer's Con- versationsexikon ist bis zum fünften Band gediehen. — Die neueste Publication des von uns wiederholt genannten Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur wird allgemein Beifall finden: Günzpepe für Günz, sein Leben und seine Dichtungen. Von Paul Heise. Zu lange waren wir gegen die neuere italienische Literatur ungerecht. Paul Heise sieht diese Schuld aus sich. Zudem er uns mit der Kennerhaft und Kunst eines Congenialen für Günz gewinnt, wirbt er uns auch für dessen Compatrioten. Unsere Aufmerksamkeit auf das eine glänzende Gelehrte läßt uns den ganzen Himmel mit Stern an Stern entbeden. — Der in Wien gehaltene Vortrag von Dr. Lorenz von Stein: Die Frau auf dem Gebiete der Nationalökonomie ist verbentermaßen jetzt im Druck (Cotta'scher Verlag) erschienen. Möge er von jeder Frau nicht nur gelesen, sondern auch beherzigt werden. — Das köstliche Buch von unserem Mitarbeiter Oscar Lumenthal: Allerhand Ungezogenheiten hat seit unserer Besprechung schon eine neue Auflage erlebt. Wir prophezeien ihm daselbe Schicksal bis zum Erscheinen unserer nächsten Nummer. — Die unermüdlige Verlagsanstalt Wigand, Hempel und Pary hat von Schmidlin's Gartenbuch eine neue Auflage in Lieferungen (ca. 10, à 1 Mark) veranstaltet. Diefelbe soll das ganze Gebiet der Gärtnerei für die Familie behandeln und zwar in ebenbürtiger und entsprechender Weise wie das berühmte Zühlke'sche Werk: die Blumenzucht im Zimmer.

Der Berufsgärtner erhält damit ein systematisches Handbuch, der Privatmann einen zuverlässigen Rathgeber. Eine höchst splendide Ausstattung — Pläne von Gartenanlagen in Farbenbrud, hunderte Holzschneide von Gartengeräten, Baumgruppen, Pflanzen u. s. w. — versteht sich bei dieser Verlagsfirma von selbst.

Antworten. Zu Frage 5 auf Seite 70. Bettdecken (Sommerdecken) aus gepupfter Seide läßt Thomas Stunzer, k. k. Hofbedenlieferant, Wien, Stadt, Goldschmidgasse, anfertigen. Gewöhnlich werden diese Decken 1/2 Ellen lang und 2 Ellen breit gewebt, wozu 3 Wiener Pfund gepupfte Seide notwendig sind, sie werden aber auf Wunsch auch größer gemacht. C. B. in Z. bei Wien.

Deden aus gepupfter Seide (3 Pfund Jupfidee nötig) werden vom Webermeister Seitz in Augsburg, Johannsplatz, gewebt; gibt man eine Farbe der gepupften Seide geordnet (1/2 Pfund), so erhält die Dede eine Bordüre. Der Preis einer solchen Dede beläuft sich auf 3/4 bis 6 Thaler. C. B. in Z. bei Hannover. — C. v. B.

Zu Frage 4 auf Seite 70. Rezept zur Bereitung von Karlsbader Oblaten. Zu 15 doppelten Oblaten nimmt man zwei Seidel Mehl, ein Eigelb, zwei Seidel Milch, schlägt Alles gut durcheinander, gießt 1/2 Löffel von dieser dünnflüssigen Masse in das mit zerlassener Butter bestrichene Eisen und läßt über Holzholenfeuer. Sind sämtliche Oblaten gebaden, so bestreicht man die eine Seite derselben mit Butter und bestreut sie mit einer Mischung, bereitet aus 1/2 Pfund Vanille-Zucker und 1/2 Pfund geschälten und fein gestossenen Mandeln, nebst etwas Zimmetpulver, gut durch einander gemischt. Schließlich legt man eine zweite Oblate auf das Streupulver und gibt die Doppeloblate, wenn auch nur für kurze Zeit, wieder zum Baden in das Eisen. Hedwig M. in A.

Zu Frage 3 auf Seite 70. Poliren von Laubfägearbeiten. Das Poliren und Färben der Laubfägearbeiten geschieht auf verschiedene Weise; beginnt man sich nicht mit der schönen Naturfarbe des Holzes, so überzieht man dasselbe nach Vollendung des Aussägens mit Leinöl ein und überzieht es nach dem Trocknen ganz dünn mit Holzöl, den man mittelst eines Schwämmchens oder eines Pinsels aufträgt. Gelfe Holzarbeiten läßt man am besten ohne allen Anstrich oder überzieht sie mit feinem, hellem Lack oder Lackfarbendecke. H. B. in B.

Das Poliren der Laubfägearbeiten geschieht ganz so, wie das Poliren irgend welcher anderen Holzarbeit, und ist dem Dilettanten zu empfehlen, daß er sich die Handgriffe durch irgend einen Tischler zeigen läßt, eine Beschreibung des Polirens reicht doch nicht aus. Empfehlenswerthe Vorlagen etc. gibt die bei Mey und Wilmayer in Stuttgart und München erscheinende Zeitschrift: „Der Dilettant“.

Bei Laubfägearbeiten müssen die Bretchen vor dem Ausfägen polirt werden; wenn letzteres geschehen, wird entweder das Muster mit einer sehr dünnflüssigen Gummilösung darauf gelebt und ausgefägt, oder die Zeichnung wird darauf gelegt und mittelst eines spitzen aus Eisenblech verfertigten Gegenstandes nachgezogen und abgedrückt; ich halte erstere Methode für die bessere. — Abfälle von Laubfägearbeiten lassen sich wohl nur bei Einlegearbeiten verwenden; werden z. B. ein weiches und ein braunes Bretchen aufeinander genagelt und ausgefägt, so kann man die weichen ausgefallenen Stücke in die Läden der braunen und die braunen in die der weichen einpassen, was am besten geschieht, indem man Alles auf ein dünnes Bretchen leimt. H. in Z.

Zu Frage 1 auf Seite 70, betreffend die Brauchbarkeit und den Bezug von sogen. Gehörmuscheln, sind uns eine Anzahl brieflicher Mittheilungen zugegangen, welche die widerwärtigsten Urtheile über das kleine, das Hörrohr erziehende Instrument abgeben. Wir beschränken uns daher, da Lob und Tadel sich die Waage halten, darauf, anzugeben, daß Herr C. Krauschenbach in Schaffhausen dieselben empfiehlt und verkauft, Herr Secretär Dahn in Donzdorf, Württemberg, sich bereit erklärt, auf Anfragen genaue Mittheilung über das technische Verfahren bei Herstellung solcher Gehörmuscheln zu geben. D. Med.

Zu Frage 9 auf Seite 86, Weißmachen gelb gewordener Taften eines Flügels. Die gelben Taften werden mittelst eines weichen Filzes oder wollenen Lappens mit Bimsstein- oder Hirschhornpulver und Wasser abgeschliffen, hernach sorgfältig mit Schwamm oder Fensterleder abgeputzt und mit einem trocknen wollenen Lappen nachgerieben, damit der ursprüngliche Glanz wiederkehrt. C. Z. in B.

Zu Frage 8 auf Seite 86. Um Kautschufgegenstände, welche durch Waschen eine grüne Farbe angenommen haben, wieder zu schwärzen, kann Folgendes dienen: man löst Kautschuk (Speckgummi) in Benzol oder Terpentinöl in der Wärme auf, untermergt die Lösung mit Lampenruß und taucht die Kautschufgegenstände, nachdem sie vorher abgewischt worden, in diese Lösung; nach dem Antrocknen derselben auf den Gegenständen erhalten letztere auch ihren Glanz wieder. C. Z. in B.

W. Spindler, BERLIN, Wallstraße 11-13 und Spindlersfeld bei Cöpenick. Färberei, Druckerei und Reinigungs-Anstalt für Herren- u. Damen-Garderobe. Agenturen in allen größeren Städten Deutschlands.

Bazar de Voyage, J. Demuth, Berlin, Schlossfreiheit 1. Fabrik und größtes Lager von Reise-Effecten und feinen Lederwaaren.

H. Lisser Wwe, Berlin, Jägerstr. 42, empfiehlt Corsets, Dupons, Tournures in reichster Auswahl und jedem Genre. Glafey-Nachtlichter, bewährt seit 1808.

Die GRAY'sche amerikanische Papierwäsche für Herren, Damen u. Kinder MEY & EDLICH, Leipzig. Courant steht Jedermann gratis und franco zu Diensten.

Novität sind die beiden optischen Gläser Erythrophytoskop I. und II. G. A. Glafey, Nürnberg.

Die vorzügliche Qualität der mit nebenstehender Marke bezeichneten Chocoladen aus der rühmlichst bekannten Fabrik von Th. Suchard in Neuchâtel (Schweiz).

Eine Tasse Kaffee von vorzüglichem Geschmack und prachtvoller Farbe, wie man sie in Wien, Prag und in den böhmischen Bädern trinkt.

Curort Augustusbad bei Radeberg. Sächs.-Schles. Bahn, unweit Dresden. Herrliche Lage, windhüles Thal mit großem Waldpark, Poststation, Omnibus- u. Droschken-Verbindung mit allen Eisenbahnhöfen.

Moras haarstärkendes Mittel. Dieses unübertreffliche Fabrikat, 17 jährigen steten Erfolges, folgt in Originalflaschen à 6 Flaschen 10 Mark. A. Moras & Cie., Cöln. Philipp Hirsch's Sohn, Kunstblumen und Schmuckfedern, WIEN.